Band 984 • 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

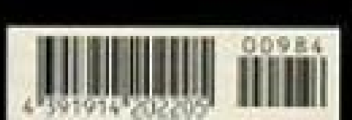
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark











Griff aus dem Dunkel

John Sinclair Nr. 984

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 20.05.1997

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Griff aus dem Dunkel

Es war ein spannender, ein großartiger Film- und ein unheimlicher dazu. Jeder Zuschauer war von den überwältigenden Szenen fasziniert. Der Besuch der Außerirdischen ließ niemanden kalt, die Menschen hockten wie festgestellt in ihren Sitzen, starrten auf die große Leinwand und sahen dort den immensen Schatten des Raumschiffs, der sich näher und näher an die Erde heranschob und New York bedrohte. Hin und wieder knisterte Popcorn oder die Tüte, in der das luftige Zeug steckte. Finger griffen automatisch in die Öffnungen. Zähne zerkauten die kleinen Stücke, aber die Esser selbst merkten kaum, daß sie etwas zu sich nahmen, denn sie Geschehnisse auf der Leinwand hielten sie fest in ihrem Bann.

Das galt auch für Johnny Conolly, den der Film ebenfalls begeisterte, obwohl er zu den Jungen gehörte, die in ihrem Leben schon häufig Unheimliches erlebt hatten. Aber das war verdrängt worden. Jetzt galt es, sich von Independence Day faszinieren zu lassen. Nichts anderes existierte auf der Welt…

Johnny war nicht allein ins Kino gegangen. Er war in Begleitung zweier Freunde. Klassenkameraden, die sich gut verstanden und eigentlich immer zu Scherzen aufgelegt waren.

Nicht hier im Kino.

Da konnten sie nur schauen und starren. Die Macht der Bilder ließ sie ihre Umwelt vergessen. Sie war wie ein Strom, der sich in ihre Seelen hineinfraß.

Bis Johnny etwas spürte.

Zunächst nahm er es kaum zur Kenntnis. Es war eine Berührung an der Schultern, schwach wie ein Luftzug, der weiter in die Höhe wanderte, bis sie sein Gesicht erreicht hatte und über die Wange hinwegstreifte.

Ein Luftzug - oder?

Der Junge war für einen Moment irritiert. Er hatte schon den rechten Arm gehoben, um ein vermutetes Insekt zu verscheuchen, da wechselte der Luftzug und erreicht plötzlich seine Haare.

Johnny zuckte zusammen. Er war jetzt hellwach und drehte den Kopf.

Johnny saß am Ende der achten Reihe und konnte in den breiten Seitengang hineinschauen, in dem er allerdings nichts sah. Nur eben die Düsternis, die an bestimmten Stellen vom schwachen Schein der Notbeleuchtung unterbrochen wurde.

Blödsinn, dachte er. Einbildung. Da ist niemand. Keiner will etwas von mir.

Er drehte den Kopf, um wieder auf die Leinwand zu schauen, als es zurückkehrte.

Auf einmal saß der Junge völlig regungslos. Etwas war unter sein Sweatshirt gekrochen. Heimlich wie eine Schlange. Und es krabbelte hoch zum Hals.

Finger?

Zumindest fühlte es sich wie Finger an, aber Johnny konnte es nicht glauben, weil er nichts sah. Keine Finger, keine Hände, er bemerkte nichts, es war einfach nicht zu erkennen. Nur diese fremde Hand spürte er auf der Haut.

Er schauderte.

Auf einmal war der Film vergessen. Johnny interessierte sich nicht mehr für das Geschehen auf der Leinwand. Er selbst war jetzt wichtig. Nur er zählte in dieser Situation und das, was mit ihm geschah, wobei Johnny nicht in der Lage war, für die Vorfälle eine Erklärung zu

finden. Damit kam er nicht zurecht.

Er blieb sitzen, ohne auch nur einmal zu zucken. Die Arme hatte er ausgestreckt; mit den Handballen stemmte er sich auf dem Sitz ab. Er starrte vor sich hin, aber er sah nichts, weil er sich nur auf das eine konzentrieren konnte.

Etwas Unheimliches und Unglaubliches passierte auf der Leinwand. Die Wirklichkeit aber war für Johnny viel schlimmer. Sie hatte einen Panzer um ihn herum gelegt, der auch einen Namen hatte.

Angst!

Johnny spürte diese schreckliche Angst wie einen zähen Sirup, der entgegen aller Gravitationsgesetze von seinem Kopf aus nach unten floß Er war nicht mehr Herr seiner Sinne. Etwas war aus dem Unsichtbaren an ihn herangekrochen, hatte ihn berührt, aber er sah nichts, er konnte es nicht spüren.

Eine Hand lag plötzlich auf seinem Nacken. Hart und zugleich kalt, als hätten die Finger zuvor in einem Panzer mit Eis gelegen.

Johnny schluckte. Er riß den Mund weit auf. Er wollte etwas sagen, aber er war nicht fähig, auch nur ein Wort hervorzubringen. Die Hand in seinem Nacken blieb. Sie hatte sich bewegt und dann brutal zugepackt.

Johnny verzog das Gesicht. Er beugte sich automatisch nach vorn und schielte dabei zur linken Seite hin, wo seine besten Freunde saßen.

Sie hießen Tim und Mike. Doch sie sahen und hörten nichts, was um sie herum vorging. Der Film war einfach zu stark. Tim kaute, ohne zu essen.

Seine Augen waren groß geworden. Er konnte den Blick einfach nicht von der Leinwand wenden.

Mike sah Johnny nicht, da Tim ihn mit seinem Körper verdeckte. Er konnte sich vorstellen, daß es ihm nicht anders erging.

Nur er spürte den Druck. Der verdammte Griff aus dem Unsichtbaren, und er atmete so heftig, daß es sich schon wie ein Stöhnen anhörte, aber von keinem anderen registriert wurde.

Johnny ging es schlecht. Die andere Kraft drückte ihn nach vorn.

Plötzlich wollte er weg. Er konnte in dieser Haltung nicht länger bleiben.

Der Wunsch war auf einmal da. Er fragte sich, ob er es sich tatsächlich so wünschte oder ob ihn die andere Kraft lenkte und seine Welt im Kopf schon kontrollierte.

Es war auch eine zweite Hand da. Sie berührte die rechte Schulter und drückte sie auch in diese Richtung, dem Gang entgegen. So wußte Johnny genau, was gemeint war.

Er sollte nicht länger auf seinem Platz bleiben, sondern aufstehen und gehen.

Niemand stand während eines derartigen Films auf, um zur Toilette zu gehen. So etwas tat man zuvor, und so war Johnny der einzige Zuschauer, der sicherhob.

Nicht freiwillig, denn die andere Kraft war stärker. Johnny stand auch nicht normal auf. Er wirkte wie jemand, der einen großen Druck zu erleiden hatte. Deshalb ging er auch nicht aufrecht, sondern krumm wie ein alter Mann. Seine Beine bewegten sich schwerfällig und stampfend.

Johnny ging fast wie ein Mensch, der an der Leine gezogen wurde.

Auf ihn achtete niemand. Er war wie ein Schatten, der durch die Dunkelheit ging,- ab und zu in eine Lichtinsel geriet und dann wieder im Dunkel verschwand.

Der Weg führte ihn auf die Leinwand zu, als wollte er direkt in den Film hineinstoßen, um dort mitzuspielen. Kleine Lampen wiesen den Weg zu den Toiletten. Die helle Beschriftung war in der umliegenden Dunkelheit gut zu lesen, und Johnny schlurfte in Richtung Notausgang und Toiletten.

Auf dem Weg dorthin merkte der Junge, wie es ihm immer schlechter ging. Mit jedem Schritt schien sich der Druck zu verstärken. Johnny atmete hektisch und trotzdem schwerfällig. Seine Beine trugen schwere Lasten. Er quälte sich bei jedem Schritt und der unheimliche Führer ließ ihn nicht aus den Klauen.

Dieser verfluchte Griff aus dem Dunkel war stärker als Johnny Conollys Kraft.

Dunkel sah die Tür zu den Toiletten aus. Als Johnny kurz stehenblieb und seine Hand nach der Klinke ausstreckte, schrak er für einen Moment zusammen, denn er wurde von einer drohenden und mörderisch klingenden Musik überrascht, die aus den Boxen drang.

Seine Hand klatschte auf die Klinke.

So wie sie, so sackte der Junge fast zusammen, als er die Tür aufzerrte.

Vor ihm lag der Gang. Nicht sehr hell erleuchtet. Fliesen auf dem Boden.

Die Farben Schwarz und Weiß wechselten sich dort ab. Sie bildeten für Johnny ein verwirrendes Muster. Auch das lag einzig und allein an seinem Zustand.

Der typische Toilettengeruch drang ihm entgegen, doch Johnny nahm ihn nicht wahr, als er in den Gang stolperte.

An den Wänden hatten »Künstler« ihre Schmierereien hinterlassen. Meistens Sprüche mit Inhalten unterhalb der Gürtellinie. Johnny nahm sie nicht zur Kenntnis. Er mußte sich um sich selbst kümmern. Innerhalb kurzer Zeit hatte er sich völlig verändert. Johnnys Mund stand offen. Er atmete hektisch. In der Brust spürte er ein ungewöhnliches Stechen, aber darauf wollte er nicht achten.

Man trieb ihn weiter.

Der Griff in seinem Nacken war noch härter geworden. Johnnys Arme pendelten bei jedem Schritt. Er wollte eine Hand heben, um nachzufühlen, ob sich dort wirklich nichts festgesetzt hatte, aber allein diese Bewegung nahm er sich mehrmals vor, und auch dann kostete es ihn doch eine irrsinnige Mühe, es zu tun.

Die Hand klatschte auf seinen Nacken.

Nichts war da.

Kein Widerstand. Keine Finger. Keine Hand. Auch kein Arm. Nur die normale Luft.

Der Junge verstand die Welt nicht mehr. Er riß sich zusammen. Johnny wollte nicht weitergehen. Er drückte sich mit aller Macht nach links, um die Mauer als Stütze zu benutzen.

Er fiel dagegen. Aber bereits einen Lidschlag später hatte ihn die andere Kraft erwischt und so plaziert, daß Johnny in den Gang hineinschaute und in das Licht.

Rechts lagen die Türen.

Hinter der ersten wurde das Material für die Reinemachefrauen gestapelt.

Er mußte weiter.

Ladies - stand auf der folgenden Tür. Auch nicht der richtige Weg.

Die Klaue wuchtete ihn vor. Sie hatte es plötzlich eilig. So sehr, daß Johnny über seine eigenen Füße stolperte und sich nur mühsam auf den Beinen halten konnte.

Die nächste Tür war es.

Für einen Moment lag Johnnys Hals frei. Danach schnappte die Klaue erneut zu. Noch härter diesmal, und sie drückte ihn nach rechts, genau auf die Tür zu.

Sie war verschlossen. Johnny prallte dagegen. Er spürte den Schmerz in der rechten Schulter, weil er mit ihr recht unglücklich gegen das Holz gestoßen war. Er hatte dabei auch einen gewissen Krach verursacht.

Niemand fühlte sich von ihm gestört. Die Toilettenanlage war leer wie der Flachmann eines Trinkers. Auch beherbergte dieser Komplex nur ein Kino, ein großes. Es war ein Relikt aus früheren Tagen, das allerdings von den Besuchern gern besucht wurde.

Der Junge schlitterte über die Schwelle hinein in den Waschraum. Er sah die gelblichen Kacheln, die Waschbecken an der einen und die Becken für die Männer an der anderen Seite. Fünf Kabinen gab es ebenfalls.

Das Licht war kalt. Es zeigte überdeutlich den Schmutz, der auf dem Boden lag und die langen, dunklen Streifen von den Sohlen der Eintretenden. An den freien Stellen waren auch hier die Wände beschmiert, aber die Lampen hatte man zum Glück heil gelassen.

Dafür quoll der Abfalleimer über.

Einige Dosen und Tüten hatte er nicht fassen können. Das Zeug lag neben dem Eimer auf dem Boden, wo es vergammelte.

Der Druck aus seinem Nacken war verschwunden. Zuerst wollte Johnny es nicht glauben, zudem taumelte er noch so weit vor, bis er gegen eine geschlossene Toilettentür prallte, die unter seinem Druck nachfederte.

Er hatte sich abgestützt und gedreht. Die Tür befand sich in seinem Rücken. Er konnte nach vorn schauen und entdeckte sich selbst im Spiegel. Was er sah, war schon erschütternd. Johnny erkannte sich kaum wieder. Sein Gesicht war schweißnaß geworden. Auch verzerrt.

Die Augen hatten sich geweitet. In den Pupillen glaubte er sogar, den eigenen Unglauben zu lesen, und er konnte sich plötzlich nicht vorstellen, weshalb er hier in der Toilettenanlage stand. Das wollte ihm einfach nicht in den Sinn, denn es gab keinen Druck mehr.

Johnny hob die Arme. Er faßte seinen Nacken an. Dort spürte er deutlich die Schmerzen. Also hatte er sich diesen Griff nicht eingebildet. Jemand hatte ihn tatsächlich geschnappt.

Jemand?

Nein, das mußte ein Unsichtbarer gewesen sein. Johnny, der stehengeblieben war, drehte sich. Er kam mit dem Phänomen längst nicht mehr zurecht. Nur die Berührung und der Griff waren zu spüren gewesen, mehr nicht. Er hatte keine Stimme gehört, die ihm etwas befohlen oder gesagt hätte. Das war alles außen vor geblieben, und Johnny fand allmählich wieder zu sich selbst.

So richtig froh allerdings konnte er nicht sein, weil er einfach nicht wußte, was dieser Angriff zu bedeuten hatte. Für ihn war es nach wie vor der unerklärliche Griff aus dem Dunkel gewesen, und er glaubte nicht daran, daß es schon vorbei war. Man hatte ihn nicht grundlos in die Toilettenräume geschafft. Jemand anderer wollte ihm nur eine kleine Pause gönnen. Eine Pause vor dem Ende.

Johnny Conolly wollte trotzdem die Gunst der Stunde nutzen und die Anlage verlassen. Es brachte ihm nichts, wenn er in dieser einsamen Gegend herumstand. Vielleicht war es besser, wenn er das Kino verließ, sich auf das Rad setzte und davonfuhr.

Er ging wieder auf die Tür zu. Seine Gehbewegungen wurden von scheuen Blicken begleitet. Ein Zeichen, wie unsicher sich der Junge noch fühlte.

Er hatte Glück. Niemand griff ihn an. Bis zu dem Augenblick, als er den Bereich der Toiletten verlassen wollte. Da war die Hand wieder da, die er in seinem Nacken gespürt hatte. Finger wurden zu Klauen. Diesmal drückten sie dermaßen brutal zu, daß Johnny Conolly den Schrei nicht unterdrücken konnte. Er hallte durch den gefliesten Raum wie ein Ruf der reinen Verzweiflung. Die Hand zerrte ihn zurück. Sie

drehte ihn, sie ließ ihn los, um ihm einen Moment später einen so harten Stoß zu geben, der den Jungen von den Beinen riß.

Johnny fiel auf den Bauch. Er rutschte über die schmutzigen Fliesen und prallte wieder gegen eine der Kabinentüren. Der Anprall raubte ihm die Luft. Die Rippen schmerzten. Er stöhnte und merkte auch, daß seine Angst wieder wuchs.

Wie ein Häufchen Elend oder wie ein Geschlagener lag er auf dem Boden, hinter sich die Türen der Toilette. Er war in diesem Augenblick auch nicht in der Lage, sich zu erheben. Er war steif geworden.

Trotzdem durchrann ihn ein Zittern. Zudem bewegte er den Kopf auf der Suche nach einem Feind.

Der zeigte sich nicht.

Aber er war da, das wußte Johnny. Irgend etwas umschwebte ihn. Es mochte aus einer anderen Welt gekommen sein oder war im Unsichtbaren geboren, wie auch immer. Jedenfalls hatte Johnny Schwierigkeiten, damit zurechtzukommen.

Seine Knochen taten ihm weh. Er atmete laut und fuhr immer wieder durch sein Gesicht, als wollte er es reinigen. Dann beugte er sich vor und kroch auf ein Waschbecken zu. An seinem Rand wollte er sich hochziehen, um auf die Beine zu kommen. Es aus eigener Kraft und ohne Hilfe zu tun, dazu fühlte er sich zu schwach.

Johnny biß die Zähne zusammen. Er wollte einfach nicht daran denken, was hinter ihm lag. Auch die Zukunft interessierte ihn nicht besonders.

Erst einmal weg aus diesem verdammten Gefängnis, alles andere würde sich ergeben.

Er macht weiter. Seine Glieder waren malträtiert worden, aber Johnny gab nicht so leicht auf. Er quälte sich wieder auf die Füße, stand noch nicht ganz, als plötzlich die Tür nach innen gedrückt wurde und jemand mit langen Schritten die Toilettenräume betrat.

Ein Mann. Ein junger Mann.

Nur sah er nicht eben so aus, als gehörte er zu Johnny Conollys Freunden…

***

Auch der Neuankömmling war überrascht. Er hatte damit gerechnet, allein auf der Toilette zu sein. Der Raum wurde von seinen hechelnden Atemgeräuschen erfüllt. In seinen Augen stand die Gier. Sie waren rot unterlaufen, und Johnny wußte, daß dieser Typ unbedingt einen Schuß brauchte und deshalb sicherlich die Toilette betreten hatte.

Er trug eine enge Röhrenhose, die dringend hätte gewaschen werden müssen. Die Lederjacke endete über der Taille und saß sehr eng.

Gekauft hatte er die sicherlich nicht. Das Gesicht war bleich. Das

Haar lang und an der linken Scheitelseite grün gefärbt. Tätowierungen zeichneten sich auf den Handrücken ab. Die Finger zitterten. Die Wangen wirkten eingefallen, und mit einem flackernden Blick stierte er auf den am Boden hockenden Johnny.
»He!« sagte dieser.
Der Typ kam näher, trat aber nicht an Johnny heran. Er blieb in einem gewissen Sicherheitsabstand stehen. Es paßte ihm auch nicht, Johnny hier zu finden. Ungeduldig schleifte er mit den Sohlen der Turnschuhe über den Boden.
»He, hau ab!«
»Wenn ich kann.«
»Verpiß dich!«
»Holst du dir jetzt einen Schuß?«
»Das soll dir scheißegal sein.« Er sprach heiser, als hätte er Ärger mit der Stimme.
»Okay«, sagte Johnny. »Ich will dich nicht ärgern. Ich will dir auch nichts vorschreiben, aber ich meine, daß es besser für dich wäre, wenn du verschwindest.«
»Ach! Willst du mich verpfeifen?«
»Nein - aber hau ab. Das ist in deinem Interesse, glaub mir. Hier ist es nicht gut für dich.«
»Ich kenne den Platz besser.« Er kam hervor und trat gegen Johnnys Bein. »Verschwinde!«
Johnny stand auf. Er wunderte sich, daß er es schaffte. Niemand war da, der ihn daran hinderte, und das wunderte Johnny. Er war trotzdem nicht glücklich. Die andere Macht hatte sich bestimmt nicht zurückgezogen.
Sie lauerte auf ihre Chance.
Der Junkie schaute ihm zu. Er fummelte in der Innentasche seiner Lederjacke herum. Als Hemd trug er einen schmutzigen Lappen, der oberhalb des Hosengürtels zusammengeknotet war.
Als Johnny stand, hatte der andere seine Spritze endlich gefunden. Sie zitterte in seiner Hand, und sie bestimmt ebenso schmutzig wie ihr Besitzer.
Dieser Typ war süchtig, krank, verdammt krank, dachte Johnny. Ohne fremde Hilfe war er hoffnungslos verloren.
Der Anblick der Spritze hielt den Typen im Bann. Nur sie allein zählte jetzt. Er schaute auch nicht auf Johnny, der in Richtung Tür schritt. Er hechelte vor sich hin und bewegte sich auf eine der Toilettenkabinen zu.
Bevor er die erreichte, passierte es.
Plötzlich brüllte er auf. Was dann so lustig wirkte, war in Wirklichkeit eine verdammt ernste Sache. Dem Junkie wurden die Beine weggezogen. Er hing auf einmal in der Luft, nur für einen

Moment, aber Johnny, der zuschaute, kam es sehr lang vor. Und der Kerl hielt noch seine Spritze fest wie einen Rettungsanker.

Dann landete er auf dem Rücken. Und während die Spritze zerbrach, schrie er auf, denn beim Aufprall mußte er sich verdammt weh getan haben. Johnny sah die Tränen in seinen Augen. Er hatte auch den dumpfen Schlag vernommen, als der Hinterkopf auf dem Boden aufschlug. Der Junkie war nicht mehr in der Lage, sich zu bewegen. Der Schock hatte ihn starr werden lassen.

Dann bewegte er sich doch.

Irgendeine Kraft machte sich an seinen Füßen zu schaffen. Die Hände des Unsichtbaren umklammerte sie, dann wurde die Beute angehoben und der Junkie auf ein Waschbecken zugeschleift.

Er tat nichts. Er wehrte sich nicht mal und jammerte auch nicht. Er ließ alles mit sich machen, aber vor dem Waschbecken ließ in die unheimliche Kraft los.

Johnny schaute von der Tür aus zu. Vorbei war es noch nicht, das stand für ihn fest.

Er hatte sich nicht geirrt, denn aus dem Unsichtbaren hervor wurde ihm demonstriert, wie brutal diese andere Seite vorgehen konnte. Den Körper des Junkies riß es hoch. Er wurde auf die Füße gezerrt und stand so vor dem Waschbecken, daß er sich selbst in dem darüber hängenden Spiegel sehen konnte.

Er sah schlimm aus. Das Zerrbild eines Menschen. Und der Fixer begriff auch nicht, was hier abgelaufen war. Selbst die Gier nach dem Stoff war aus seinen Augen verschwunden. Sie hatte einem unbegreiflichen Ausdruck Platz geschaffen, denn der Typ wußte wohl nicht, wie er an den Rand des Waschbeckens geraten war.

Dann brach er zusammen.

Er mußte geschlagen worden sein. Aber die Macht aus dem Unsichtbaren hielt ihn auf, bevor er noch zusammensinken konnte. Sie packte ihn im Nacken und rammte den Kopf nach vorn.

Der Junkie schrie noch, als er mit Stirn und Nase gegen das Waschbecken schlug. Aus den Platzwunden schoß Blut auf die Keramik und färbte sie rot. Der Kopf wurde wieder hochgerissen. Der Körper streckte sich, und dann wiederholte sich das brutale Geschehen.

Johnny wollte nicht zuschauen. Der erste Anblick hatte ihm schon gereicht.

Er war frei, er mußte weg, fliehen, wobei er kaum darauf hoffen konnte, dem anderen zu entwischen. Auch wenn sich Johnny verkroch, der andere würde ihn finden. Immer!

Der Waschraum war für den Jungen zu einem Kabinett des Schreckens geworden. Johnny warf sich nach draußen. Der Gang lag vor ihm, aber er lief ihn nicht wieder zurück. Er wollte ja nicht ins

Kino, sondern durch den Hinterausgang verschwinden. Einen Notausgang, der nicht besetzt war. Johnny kannte sich da aus, er besuchte den Filmpalast nicht zum erstenmal.

Kam ihm normalerweise der Gang so kurz vor, nun änderte es sich. Er war so verdammt lang und schien kein Ende zu nehmen. Er endete an einer Tür, die Johnny aufstieß und in eine Umgebung geriet, in der Holzund Pappständer mit Werbeplakaten für längst gelaufene Filme standen.

Er sah das Plakat für den Streifen Mission Impossible und dachte daran, daß auch seine Mission so gut wie unmöglich war. Er erlebte etwas, das es nicht geben konnte.

Ein Pfeil wies auf den Notausgang hin. Die Tür darf nicht verschlossen sein! dachte der Junge. Sie darf es nicht. Es ist unmöglich. Ich kann es nicht…

Er riß sie auf.

Ja, es klappte, und dann spürte er sofort die kühle Luft. Er hörte den Verkehr.

Er sah den dunklen Himmel und die Finsternis um sich herum. Er stolperte einfach weiter, hinaus auf den Platz, wo Autos wenig später dicht an dicht standen, denn dieses Grundstück wurde auch als Parkfläche benutzt.

Johnny fragte sich, ob er noch richtig bei Verstand war oder nur einen verfluchten Alptraum erlebt hatte, als er durch die Dunkelheit stolperte und erst dort stehenblieb, wo er sich auf einer Kühlerhaube abstützen konnte.

Er fühlte sich matt, fast erschöpft, und er kam sich vor wie in einem Karussell sitzend, das einfach nicht aufhörte, sich zu drehen. Der Junge wußte nicht, aus welchem Grund man ihn angegriffen hatte, aber er wollte so schnell wie möglich seinem Patenonkel John Sinclair Bescheid geben, damit der sich darum kümmerte. Mit seinem Vater konnte er nicht sprechen. Der hielt sich in Haiti auf, um dort ein Interview mit einer Schamanin zu führen.

Johnny richtete sich auf.

Er atmete durch. Gleich mehrere Male. Das tat ihm gut.

Er wollte auch das Ende des Films nicht mehr abwarten und sofort nach Hause fahren. Sein Rad stand vor dem Kino.

Drei Schritte weit kam er.

Dann fühlte er sich gepackt. Und diesmal umklammerte die unsichtbare Klaue seinen rechten Ellbogen so hart, als wollte sie dort die Knochen zermalmen.

Das Grauen aus dem Unsichtbaren hatte ihn wieder!

***

Sheila Conolly und ich hatten uns beeilt, um noch vor dem Ende der

Vorstellung das Kino zu erreichen. Als wir den Vorraum des Kino-Palastes betraten, war ich überrascht, denn wir fanden die beiden Kassen geschlossen vor, und es hielten sich außer uns nur wenige Menschen hier auf. Drei Pärchen hatten den Weg hergefunden, um sich die Kinobilder anzuschauen.

»Das war die letzte Vorstellung«, sagte ich und deutete auf die Tafel der Anfangszeiten.

»Das wundert mich, John.«

»Nicht in allen Kinos laufen Spat Vorstellungen.«

Sheila nickte. Sie hatte ihre Blässe noch nicht verloren. Kein Wunder, nach dem, was sie erlebt hatte. Ihr war etwas Unfaßbares und zugleich Unheimliches widerfahren. Sheila war aus dem Unsichtbaren heraus sexuell belästigt worden. Sie hatte sogar den Eindruck gehabt, dicht vor einer Vergewaltigung zu stehen, und mit dieser Tatsache kam sie nicht zurecht. Da Sheila allein im Haus war, hatte sie sich überfordert gefühlt und mich angerufen. Ich war natürlich zu ihr gefahren und hatte diese erneute Belästigung miterleben müssen. Durch den Einsatz meines Kreuzes war die andere Macht dann verschwunden. Aber welche Macht? Darüber hatten Wir nachgedacht und spekuliert. Wir beide waren zu dem Ergebnis gekommen, daß es nur mit Bills neuem Job zusammenhängen konnte. Er war nach Haiti geflogen, um über eine Schamanin namens Imelda einen Artikel zu schreiben. Diese Frau gehörte zu den wenigen menschlichen Phänomenen, die es schafften, ihren Astralleib vom eigenen Körper zu lösen, um eben mit diesem feinstofflichen Leib durch magische Welten surfen zu können.

Ich selbst hatte die Bekanntschaft dieser Schamanin noch nicht gemacht, dafür aber hatte ich über sie in einem anderen Zeitungsartikel gelesen. Sheila war zu Hause in London geblieben. Ihr Mann befand sich viele Meilen von ihr entfernt, und trotzdem gingen wir beide davon aus, daß diese sexuelle Belästigung etwas mit Bills Besuch auf der Insel Haiti zu tun hatte. Wie es ihm ging, wußte keiner von uns. Besonders gut sicherlich nicht, sonst hätte Sheila nicht auf diese Art belästigt werden können.

Wahrscheinlich hatte diese Imelda Freund Bill unter ihre Kontrolle bekommen und aus ihm Informationen herausgepreßt, die er freiwillig niemals gegeben hätte. Deshalb also der Angriff auf Sheila.

Nur gingen wir noch einen Schritt weiter. Wenn Imelda alles oder zumindest viel über die Conollys wußte, dann würde sie auch über Johnny Bescheid wissen. Es konnte durchaus sein, daß er ebenfalls diesen Griff aus dem Dunkel erlebte, und deshalb wollte wir mit ihm sprechen. Er war ins Kino gegangen, um sich den Film Independence Day anzuschauen, und wir wollten ihn abholen.

Sheila schaute auf die Uhr. »Die Vorstellung muß doch bald beendet

sein«, flüsterte sie.
»Ist sie auch.«
»Es dauert mir einfach zu lange, John, verstehst du das?«
»Wir müssen warten. Was willst du tun? Durch ein dunkles, vollbesetztes Kino schleichen und deinen Sohn suchen?«
»Nein, das ist auch nicht gut.«
»Eben.«
Ein Paar hatte uns zugehört. »Es sind noch knapp sechs Minuten«, sagte der junge Mann. »Wir wissen das, denn wir haben den Film schon dreimal gesehen.«
»War er so gut?« fragte ich.
»Super«, antwortete seine Begleiterin, eine junge dunkelhäutige Schönheit mit Rastazöpfen.
»Geht denn alles gut aus?«
»Klar. Die Gringos brauchen doch ihr Erfolgserlebnis. Und der Präsident ist auch ein großer Held.«
»Gut für Clintons Wiederwahl«, meinte ihr Partner.
Dann gingen sie auf den Ausgang zu. Sheila, die neben mir stand, ballte die Hände zu Fäusten. »Was interessiert mich Clinton? Mir geht es um Johnny.«
»Den du bald sehen wirst.«
»Hoffentlich!« Sie schaute mich aus großen Augen an und machte sich anschließend auf den Weg. Zum Ausgang ging sie nicht, aber sie konnte auch nicht bei mir bleiben.
Sheila durchschritt den großen Vorraum wie eine Gefangene ihre Zelle.
Sie ging immer denselben Weg hin und wieder zurück.
Auch mir fiel das Warten schwer, und ich beschäftigte mich mit dem Gedanken, ob Optimismus überhaupt angebracht war. Ich konnte nicht so recht daran glauben, obwohl ich nicht zu den Pessimisten zählte.
Irgendein Gefühl oder möglicherweise schon ein Wissen sagte mir, daß etwas schiefging.
Mit Sheila sprach ich nicht darüber, denn sie war schon nervös genug.
Einen hellen Mantel hatte sie übergestreift, ihn aber nicht geschlossen, und die Hände hatte sie in den Außentaschen vergraben. So ging sie noch immer auf und ab. Den Blick mal zu Boden gerichtet, dann wieder fragend auf mich, aber noch wußte ich keine Antwort oder Erklärung.
Eine schmale Seitentür öffnete sich. Ein Mann im Jeansanzug, die hellblonden Haare zum Zopf geflochten, ging zu den beiden großen Türen und öffnete sie.
Der Film war zu Ende. Wir hörten das Klatschen der Zuschauer. Da

waren wohl alle begeistert.

»Endlich«, erklärte Sheila stöhnend. Sie blieb jetzt dicht neben mir stehen. Aus dieser Perspektive konnten wir beide Türen im Auge behalten.

Die ersten Besucher strömten hervor. Junge Menschen, oft noch Jugendliche.

Es war ihnen anzusehen, wie sie der Streifen mitgenommen hatte, denn sie diskutierten heftig darüber.

Um besser sehen zu können, hatte ich mich auf die Zehenspitzen gestellt. Unter den ersten Zuschauern fand sich Johnny nicht. Es drängten immer mehr nach draußen. Die Vorstellung schien ausverkauft gewesen zu sein. Warme Luft strömte aus dem Kinosaal, angereichert mit dem typischen Popcorngeruch, den ich nicht mochte.

Sheilas Nervosität nahm zu. Auch sie stand auf Zehenspitzen. »Himmel, wann kommt er denn?«

»Später.«

Sie schwieg. Vielleicht hatte ihr meine Antwort nicht gefallen. Und so schaute sie weiter, bis sie plötzlich einen Laut ausstieß, der mich an einen Schrei erinnerte.

»Siehst du ihn?«

»Nein, aber Tim und Mike.«

Das waren die beiden Freunde, mit denen Johnny die Vorstellung besucht hatte.

Ich kannte die beiden nicht, im Gegensatz zu Sheila. Was sie tat, war nicht richtig, aber verständlich. Gegen den Strom der Menschen kämpfte sie sich vor, um zu den Freunden ihres Sohnes zu gelangen.

Sheila winkte ihnen.

Zum Glück hatten die beiden verstanden. Sie drängten sich zur Seite durch, und neben einem Holzgestell mit einem darüber gespannten Plakat blieben sie stehen.

Sheila redete auf sie ein. Sie schaute sich dabei auch immer wieder um, aber Johnny kam nicht.

Sheila entdeckte mich. »John!« stieß sie roboterhaft hervor und zitterte dabei. »John, er ist nicht da!«

»Wieso?«

»Johnny ist weg.«

»Bitte?« Plötzlich lag ein Klumpen in meinem Magen. »Wieso weg? Das ist nicht möglich.«

Sheila zeigte ein gequältes Gesicht. Sie stand kurz davor, die Nerven zu verlieren. »Mike und Tim können es sich auch nicht erklären.«

»Moment mal.« Ich trat dicht an die beiden Jungen heran und wollte von ihnen wissen, was geschehen war und was genau sie wußten.

Abwechselnd erklärten sie mir, daß sie sich auch gewundert hatten, aber sie hatten nicht mitbekommen, daß Johnny verschwunden war.

Der Film hatte sie einfach zu stark gefesselt. »Und weiter?«
»Nichts, Sir. Wir haben bis zum Ende gewartet.«
»Ihr denkt also, daß er auf der Toilette steckt.«
»Kann sein.«
»So lange?«
»Vielleicht ist ihm schlecht geworden.«
Sheila schaute mich entsetzt an. »Okay«, sagte ich. »Los, Sheila! Zu den Toiletten!«
Keiner betrat den hell gewordenen Kinosaal mehr, außer uns, und das wiederum paßte dem Mann mit den hellblonden Haaren nicht. Er rannte uns schimpfend nach, zerrte mich sogar an der Schulter zurück und schaute überrascht, als ich ihm meinen Ausweis zeigte.
»Scotland Yard, Meister. Wo geht es hier zu den Toilettenräumen?« Er wies nach vorn. »Was - was wollen Sie denn dort?«
»Nur nachschauen.«
»Hören Sie, wir sind hier sauber. Bei uns ist alles okay.«
»Das glauben wir Ihnen ja, aber Kontrolle ist immer besser.«
Sheila war schon vorgelaufen. Ich holte sie ein, bevor sie die Tür zur Herrentoilette aufstoßen konnte. »Laß mich das machen.«
»Warum? Hast du Angst?«
»Nein, aber es ist besser.« Ohne noch eine weitere Erklärung zu geben, öffnete ich die Tür. Der erste Schritt schon brachte mich in den relativ großen und auch ziemlich schmutzigen Vorraum. Zu einem zweiten Schritt ließ ich mich nicht mehr hinreißen, denn der Anblick, der sich mir bot, hatte mich brutal gestoppt.
Vor einem Waschbecken lag jemand in einer Blutlache. Aber nicht nur auf dem Boden sah ich das Blut, das Waschbecken ebenfalls war befleckt und zeigte dieses rote, makabre Muster.
Der Mann war nicht Johnny. So fiel mir schon mal ein Stein vom Herzen.
Ich entdeckte auch eine gebrauchte Spitze. Hier hatte es einen Junkie erwischt.
Sheila stand neben mir. Sie schien die Luft anzuhalten und drohte jeden Augenblick zu explodieren. Dazu kam es nicht. Mit flüsternder Stimme sagte sie: »Mein Gott, es ist nicht Johnny.«
»Nein.«
»Aber er hat etwas mit ihm zu tun, John. Das weiß ich, das spüre ich genau.«
Sie hatte die Sätze gegen meinen Rücken gesprochen, denn ich war bereits auf dem Weg zu dieser blutüberströmten Gestalt, die auf dem Bauch lag. Das Gesicht konnte ich nicht erkennen.
War dieser Mann tot?
Ja, er war es. Ich überprüfte es und schloß für einen Moment die Augen.

Als ich mich aus der gebückten Haltung wieder aufrichtete, war mein Gesicht ausdruckslos geworden. Das wußte ich, auch ohne mich im Spiegel zu betrachten.

Sheila lehnte neben der Tür an der Wand. Ihr Mund zuckte, und als sie mich sah, stand eine stumme Frage in ihren Augen.

»Ich werde nachschauen, Sheila.«

Die Türen zu den Toilettenkabinen zerrte ich auf. Auf keinem der nicht eben sauberen Örtchen fand ich Johnny, und ich atmete ein wenig erleichtert auf. Trotzdem, Johnny war weg!

Ich drehte mich langsam um. Sheila stand noch immer an derselben Stelle. »Wo kann er sein, John? Wohin ist er gegangen? Warum ist er allein gegangen? Jedenfalls ohne seine Freunde.«

»Ich würde das auch gern wissen.«

Sheila senkte den Kopf. So konnten wir uns direkt anschauen. »Ist ihm das gleiche passiert wie mir, John?«

»Möglicherweise.«

»Das glaubst du dann auch?«

»Sicher.«

Sheila nickte. »Und wir können nichts tun«, flüsterte sie. »Es hängt einzig und allein mit dieser verdammten Imelda zusammen. Sie ist der springende Punkt. Sie ist die Person, um die sich alles dreht. Sie hat hier das Sagen, obwohl sie nicht hier ist, sondern Tausende von Kilometern entfernt. Verflucht noch mal, was sollen wir denn jetzt machen?«

Nichts. Aber das sagte ich ihr nicht. Wir konnten nichts tun. Uns waren die Hände gebunden. Wir mußten darauf warten, daß sich die andere Seite, die wir überhaupt nicht kannten, wieder bei uns meldete.

An der offenen Tür entstand eine Bewegung. Der Angestellte schaute in den Waschraum. Natürlich sah er den Toten und das Blut. Er fing an zu zittern und sah so aus, als wollte er jeden Moment in Ohnmacht fallen.

Ich ging zu ihm. »Das ist kein Kino oder Film, sondern Wirklichkeit. Haben Sie hier ein Telefon?«

»Ja, vorn im Büro.«

»Okay, gehen wir.«

Sheila schloß sich uns an. Ich wollte die Kollegen alarmieren. Mein Handy hatte ich in der Wohnung gelassen. Ich wollte es auch nicht immer mitschleppen. Außerdem hätte niemand voraussagen können, daß der Fall eine derartige Wendung nehmen würde.

Das Büro war klein. Es roch nach kaltem Rauch. Akten stapelten sich in den Regalen. Auf dem PC standen zwei leere Kaffeetassen.

Ich schaute zu, wie sich Sheila auf einen Stuhl setzte, den Kopf senkte und ins Grübeln verfiel. Johnnys Freunde wollte ich nicht mehr

belästigen.
Sie waren auch schon gegangen. Zumindest hatte ich sie in der Halle nicht gesehen.
Begeistert waren die Kollegen von der Mordkommission nicht. Aber das kannte ich, und ich erfuhr auch meinen Spitznamen. Einige nannten mich Leichen-Sinclair.
Das war etwas übertrieben. Als ich aufgelegt hatte, erhob sich auch Sheila. Ich hörte sie atmen, bevor sie sagte: »Ich weiß nicht, was wir jetzt noch machen sollen. Du vielleicht, John?«
»Nein, im Moment nicht.«
»Weißt du, was ich mir wünsche?«
»Leider nicht.«
»Ich wünsche mir, daß sich dieser Griff aus dem Dunkel wieder bei mir meldet. Da weiß ich wenigstens, woran ich bin.«
Bevor ich nickte, schaute ich sie an. »Möglicherweise hast du recht, Sheila.«

***

Bill Conolly saß neben der Liege und wagte nicht, sich zu rühren. Er hockte einfach nur da. Er war zu einer Statue geworden, aber er hatte sich so gedreht, daß er die Frau, die ihren Platz neben ihm auf der Liege gefunden hatte, anschauen könnte. Anhand ihres Gesichtsausdrucks hoffte er erfahren zu können, was sie dachte oder in ihrem Trancezustand durchlebte. Bisher war ihm dies allerdings nicht gelungen, denn das Gesicht der Person blieb noch starrer, als es ohnehin schon war.
Bill spürte seine feuchte Kleidung nicht mehr, die als nasse Lappen auf seinem Körper klebte. Es machte ihm nichts aus, und er dachte daran, daß ihn diese Imelda tatsächlich in dieses Schwimmbecken mit dem dunklen Wasser hineingestoßen hatte. Bill war untergetaucht, und dann, als er wieder in die Höhe gekommen war, hatte er sich einem mörderischen Krokodil gegenüber gesehen, dessen Heimat dieser Pool ebenfalls war.
Es hatte ihm nichts getan, aber es hätte ihn zerfleischt, wäre nicht Imelda eingeschritten. Ihr gehorchte die Echse. Das bewies sie mit ihrer Aktion. Auf den Rücken der Echse war sie geklettert und hatte Bill damit bewiesen, wie sehr sie zusammengehörten.
Die Echse war an Land geklettert und konnte von ihrem Platz aus den Reporter unter Kontrolle halten. Die offenen, trotzdem schläfrig wirkenden Augen beobachteten ihn sehr genau, und Bill hütete sich vor einer falschen Bewegung, obwohl er der nackten Frau neben sich am liebsten den Hals umgedreht hätte, damit sie nie mehr aus ihrer Starre erwachte.
Das allerdings wäre fatal gewesen. Dann wäre der Zweitkörper nicht

mehr zurück in den eigentlichen Leib geglitten, und Bill hätte nicht erfahren, was mit Johnny passiert war. Imelda hatte ihm erklärt, daß sich ihr Astralleib um ihn kümmern werde, denn Sheila kannte sie bereits.

Und ich kann nichts tun. Ich sitze hier und schaffe nichts. Ich bin völlig von der Rolle. Die Vorwürfe kehrten immer wieder zu Bill Conolly zurück.

Nicht einmal eine Waffe trug er bei sich. Er hätte sich eine besorgen sollen, so aber hätte er sich mit den bloßen Händen gegen die Angriffe der Feinde verteidigen müssen.

Auch der Vogel war sein Feind.

Es war ein Rabe, und Bill mußte zugeben, noch niemals zuvor einen so großen Raben gesehen zu haben. Sein Blick war kalt und wissend, als steckte in seinem Körper die Seele eines Menschen, so wie es damals bei der Wölfin Nadine der Fall gewesen war.

An sie hatte Bill auch denken müssen. Sie war damals ein fast perfekter Schutz für die Familie Conolly gewesen, und sie hatte sich dabei besonders um Johnny gekümmert. Wäre sie jetzt dagewesen, dann hätte sich Bill nicht so große Sorgen um seinen Sohn machen brauchen.

Aber Nadine befand sich in Avalon, nicht mehr als Wölfin, sondern als Mensch und glückliche Person.

Es lief eben alles verkehrt. Man konnte mit dem Schicksal nicht kooperieren und mußte alles nehmen, wie es kam.

Das hatte sich Bill zu eigen gemacht, aber in dieser Situation dachte er anders darüber. Er wußte, daß sich der Zweitkörper gelöst hatte, obwohl er nicht zu sehen gewesen war. Es gab ihn. Da glaubte er der Schamanin jedes Wort. Sie hatte ihn auf die Reise geschickt, während ihr Gehirn die Eindrücke verarbeitete, die der Astralleib erlebte.

Bill wußte nicht, wie lange er schon neben der nackten Frau saß. Sie sah menschlich aus, wirkte aber trotzdem wie jemand, dessen Körper aus Holz geschnitzt war. Das mochte an der bräunlichen Haut liegen, die ebenso glatt und faltenlos war wie das Gesicht. Ein Durchschnittsmensch sah so nicht aus, da war sich Bill sicher. Diese Imelda schien von der Schönheitsfarm entlassen und nach Hause geschickt worden zu sein, weil man doch nichts ändern könnte. Selbst die schwarzen Haare erinnerten mehr an eine Perücke, als an einen natürlichen Wuchs.

Eine derartige Person hatte Bill noch nie gesehen oder erlebt, aber er wußte auch, daß sie einen perfekten Lehrmeister gehabt hatte. Einen Menschen, der die Geheimnisse hinter den Dingen kannte, möglicherweise ein mächtiger Medizinmann gewesen war und dieses Wissen an Imelda weitergegeben hatte.

Bill konnte seinen Blick nicht von ihrem Gesicht wenden. Nichts,

aber auch gar nichts veränderte sich dort. Selbst die Augen waren nicht völlig geschlossen. Die Lider hatte sie nach unten gekippt und die Augen zu Schlitzen verengt.

Was erlebte sie? Was dachte sie?

Bill traute sich auch nicht, die Frau aus ihrer Trance zu wecken. Das hätte katastrophale Folgen nicht nur für ihn haben können, sondern auch für seine Familie, denn auf sie kam es Imelda an.

Der Reporter merkte, wie die ungewöhnliche Sitzhaltung für eine gewisse Steifheit bei ihm gesorgt hatte. Er drehte den Kopf und stand auf, aber die Bewegung erschreckte das Krokodil, und es erschreckte Bill Conolly, denn es brauchte nur einmal seinen mächtigen Schwanz über den Boden gleiten zu lassen, um Bill wieder in seine ursprüngliche Haltung zurückzudrängen.

An dieser Bestie kam er nicht vorbei. Und auch den Raben durfte er nicht unterschätzen. Laut Imelda hatte der Vogel indirekt für den Tod eines Mannes namens Ortiz gesorgt. Ortiz war Bills Führer im Regenwald und zur Hütte der Imelda gewesen.

Atmete sie überhaupt?

Bill hatte sich darüber noch keine Gedanken gemacht. Sie lag da wie eine Tote. Auch die Armwunde, durch Schnabelhiebe des Raben entstanden, blutete nicht mehr.

Bill hörte nichts.

Er sah auch nicht, daß sich das Herz unter der linken Brust bewegte.

Diese Imelda war zu einem Stück Holz geworden. Sie hätte auch zu den beiden Totempfählen im Hintergrund des Raumes gepaßt.

Auf einem hockte der Rabe, und er ließ Bill ebenfalls nicht aus den Augen. Das Wasser schlug keine Wellen mehr. So war nicht das leiseste Geräusch zu hören. Auch andere Tiere, die sich möglicherweise in der bewachsenen Uferregion des Pools aufhielten und sich dort versteckten, machten sich nicht bemerkbar.

Wie sehr die Zeit eine Folter sein kann, bemerkte Bill in dieser Umgebung.

Er hatte einfach den Bezug verloren. Er spürte die Feuchte, die Wärme, das Haus war innen wie ein gewaltiger Schwamm, der mit heißem Wasser gefüllt worden war.

Wann verging der Zustand? Bill wartete. Er überlegte.

Soll ich sie berührten? Soll ich sie anstoßen? Nein, nur nicht. Er mußte sie in Ruhe lassen, alles andere konnte für seine Familie gefährlich werden. Sheila hatte bereits von Imeldas Zweitkörper Besuch erhalten, jetzt war Johnny an der Reihe, und Bill fragte sich, wie lange das noch dauern würde.

Warten. Immer nur warten. Die Angst bekämpfen oder sie ignorieren?

Bill wußte noch nicht, wie er sich entscheiden sollte. Das brauchte er

auch nicht, denn plötzlich kehrte in den starren Körper wieder das Leben zurück.

Die nackte Imelda bewegte sich!

Es fing mit einem Zucken des rechten Fußes an. Dann schlug sie plötzlich die Augen auf, starrte zur Decke, unter der die Dunkelheit schwamm, und Bill sah wieder die schwarzen Pupillen in den weißen Augen.

Es gab Licht. Von einer Lampe unter der Decke floß es herab und bildete ein graues Dreieck, dessen Stärke wieder mehr verflachte, je breiter es wurde.

Imelda lag im Licht, und Imelda verzog den Mund zu einem Lächeln, was Bill überhaupt nicht paßte. Er konnte sich vorstellen, daß diese Person etwas gesehen oder erreicht hatte, was ihm verborgen geblieben war, und es mußte mit seiner Familie zusammenhängen.

Mit seiner Ruhe war es vorbei. Er rutschte auf dem Stuhl nach rechts.

Das Krokodil bewegte sich nicht mehr. Jetzt hatte Imelda wieder das Kommando übernommen.

»Du bist noch da!« flüsterte sie.

Bill hatte lange nicht gesprochen. Er muße sich die Kehle erst freiräuspern, bevor er eine Antwort gab. »Warum sollte ich weggehen? Hier gefällt es mir.«

Sie lachte leise. »Hör auf zu lügen! Du hast Angst gehabt. Nicht nur vor meinem Krokodil, sondern auch davor, was mit deiner Frau und vor allen Dingen mit deinem Sohn passiert sein könnte.«

»Das gebe ich gerne zu.«

»Blut!« flüsterte Imelda. Mehr sagte sie nicht, aber sie hatte Bill damit böse überrascht.

So wie er mußte sich jemand fühlen, der auf dem elektrischen Stuhl sitzt und auf die Hinrichtung wartet. »Wieso Blut?« flüsterte Bill.

»Ich sah es. Es breitete sich aus. Er ist tot. Ich habe es geschafft. Zum erstenmal habe ich es geschafft.«

Bill blieb das Herz stehen. »Tot?« wiederholte er. »Wer, zum Teufel, ist tot?«

»Einer, der in den Waschraum kam.«

»Wieso?«

»Nicht dein Sohn!«

Erleichterung durchflutete den Reporter. Imelda sah es ihm an, aber sie gab ihm gleich einen Dämpfer. »Es muß nicht bedeuten, daß Johnny überleben wird. Ich habe mit ihm gespielt. Ich werde auch weiterhin mit ihm spielen und ihn das tun lassen, was ich will.«

»Wie meinst du das?«

»Er gehört mir.«

»Nein, er ist…«

»Reg dich nicht auf, Bill. Denk an deinen Job und daran, was dich

hergeführt hat. Du bist gekommen, um über mich zu schreiben. Das kannst du, ich habe es dir erlaubt, aber es soll ein sehr gut recherchierter Bericht werden, der die Wahrheit präsentiert.«

Bills Gesicht glich einem Stück Fels. Es war maskenhaft und grau.

»Welche Wahrheit verlangst du?«

»Ich werde ihn führen.«

»Welche Wahrheit?«

»Er wird das tun, was ich will, Bill Conolly. Er kann nicht mehr anders. Ich werde mich wieder zurückziehen. Mein Körper wird hier liegenblieben, aber ich lasse den anderen dort existieren, wo sich dein Sohn befindet, und das bis zum bitteren Ende.«

Das Herz des Vaters klopfte wahnsinnig schnell. Bill ahnte schon, was dieser Ausdruck bedeutete, aber er wollte Gewißheit haben und fragte danach.

»Ruhig, Bill«, flüsterte die Schamanin. »Du mußt ruhiger werden.« Sie richtete sich auf. »Das bittere Ende soll gleichzeitig das Ende deines Artikels werden und meine Macht bcweisen, denn du selbst wirst dann über den Tod deines Sohnes schreiben.«

Das war es. Genau darauf hatte diese verdammte Frau hinausgewollt.

Bill war für die folgenden Sekunden so perplex, daß er nichts mehr unternehmen konnte. Die Worte brannten in seinem Gehirn wie kleine Feuerzungen. Jeder Buchstabe war zu einer Flamme geworden. Hitze trieb ihm die Röte ins Gesicht, während Imelda ihn spöttisch anlächelte.

Dieses Lächeln, verbunden mit dem Wissen über das Vorhaben der Schamanin, ließ den Reporter durchdrehen. Er konnte den Schrei nicht mehr zurückhalten. Während er aufbrüllte, schnellte er hoch, und auch Imelda bewegte sich.

Sie bewegte sich genau in Bills Griff hinein, der seine Hände um ihre Kehle schloß. »Du wirst meinem Sohn nichts tun! Ich werde dich sonst eigenhändig erwürgen. Ich drücke zu, bis du tot, tot, tot bist, verdammtes Killerweib!«

Bill schrie.

Der Schmerz raste durch seinen Kopf. Das Flattern des Raben hatte er nicht gehört, aber den Biß spürte er wohl. Der lange Schnabel hatte auf ihn eingehackt. Die Kopfwunde brannte wie Feuer.

Bill ließ den Hals der Frau los, die nach Luft schnappte und dabei röchelte.

Er sprang in die Höhe und drehte sich. Das Krokodil hatte sich nicht bewegt, aber es lauerte und befand sich in einer perfekten Startposition.

Bill fuhr mit der rechten Hand in das Haar und über die Wunde hinweg.

Das Blut näßte seine Finger. Für einen Moment schaute er es an,

dann fand er wieder Zeit, sich der Schamanin zu widmen. Auch der Rabe war wieder zu seinem Platz geflogen und hatte sich auf dem Totempfahl hingehockt.

Imelda saß jetzt. Das Gesicht hatte sie Bill zugedreht, während sie ihren Hals massierte. »Tu das nie wieder!« flüsterte sie. »Hörst du? Tu das nie wieder. Wenn du es noch einmal versuchst, ist dein Sohn blitzschnell tot.«

Der Reporter sagte nichts. Er hatte die Drohung verstanden und auch begriffen, und er traute Imelda alles zu. Johnny war der Schwachpunkt, nicht Sheila. Sie mochte es einmal gewesen sein, dann aber mußte John Sinclair zu ihr gekommen sein. Wegen seiner Anwesenheit hatte sich der Astralleib zurückgezogen. So unbesiegbar war er also auch nicht, das merkte sich Bill, Davon hatte er im Moment nichts. Hier war er nicht mehr als ein Statist.

Er mußte tun, was Imelda befahl.

»Setz dich wieder«, sagte sie.

Bill gehorchte.

Sie schaute ihn an und lächelte, als sie einen Blutstreifen nahe des rechten Ohrs sah. »Den Angriff hättest du dir sparen können, Bill. Wann siehst du endlich ein, daß ich stärker bin als du? Nicht immer ist der Mann stark. Er tut nur so, als wäre er es, aber diesmal bin ich stärker, und ich werde dich an der langen Leine laufen lassen, wenn du gehorchst. Falls nicht, nehme ich dich an die Kandare. Es kommt immer ganz darauf an, was wir beide noch für einen Spaß miteinander bekommen werden.« Sie grinste breit, und ihre Augen sahen noch heller aus, als sie es schon waren.

»Gut«, gab Bill zu. »Mein Verhalten war nicht okay. Aber du hast von meinem Sohn gesprochen und davon, daß du ihn töten willst…«

»Ich?« Sie gab sich erstaunt und lachte sogar.

»Das habe ich so gehört.«

»Mag sein, aber es ist nicht so gemeint gewesen. Es kann sein, daß ich ihn umbringen werde, aber es gibt auch genügend Möglichkeiten, daß dies woanders geschieht. Daß er Dinge tut, die einfach dazu hinführen, verstehst du?«

»Nein, das verstehe ich nicht.«

»Dann hast du eben Pech gehabt, Bill Conolly. Aber man kann nicht alles wissen. Du bist eben nur ein Mensch, der normal denkt und auch normal lebt. Nicht einer wie ich.« Sie strich über ihren Körper, als wollte sie ihn liebkosen. »Die Pause ist lang genug gewesen.« Sie deutete auf ihren Leib. »Es drängt in mir. Da will etwas raus. Mein Astralleib hat Appetit bekommen. Er will wieder auf Wanderschaft gehen. Er will mehr und auch viel erleben. Das alles gehört dazu, wenn du verstehst.«

Er winkte ab.

»Nein«, sagte sie zu sich selbst, »du kannst es nicht begreifen. Die Geheimnisse sind einfach zu tief.« Sie legte sich wieder hin, um sich zu entspannen. Auch ihre Stimme klang jetzt monotoner. »Es wird Zeit. Er will raus. Er will etwas erleben, Bill, und du wirst alles aufschreiben, was ich dir später sage und was ich durch seine Augen gesehen habe.« Sie sprach nicht mehr und lächelte nur. Dieses Lächeln begleitete sie wieder hinein zu ihrem tranceähnlichen Schlaf.

Um Bill kümmerte sie sich nicht mehr. Wie immer hockte er neben der Liege. Die Wunde auf seinem Kopf brannte noch immer, aber Bill ignorierte diesen Schmerz. Er fühlte sich so verdammt hilflos.

Und das war schlimm…

***

Die beiden Freunde Tim und Mike standen inmitten der aus dem Kino strömenden Besucher wie Felsen in der Brandung. Weggespült wurden sie nicht, aber des öfteren angerempelt. Das kümmerte sie nicht, denn sie machten sich Sorgen um ihren Freund.

Tim schaute auf seine Turnschuhe mit den dicken Sohlen. Er trug einen grünen Pullover und darüber eine helle Jacke, die kürzer als der Pullover war. Sein Haar zeigte einen sehr kurzen Schnitt, der ihm schon viel Spott eingebracht hatte, aber jetzt dachte sein Freund nicht daran, Bemerkungen über die Frisur zu machen.

»Was tun wir?«

»Wollte ich dich gerade fragen.«

Tim hob die Schulter. »Keine Ahnung. Sollen wir hier auf Mrs. Conolly warten?«

»Was bringt das?«

Tim schaute wieder hoch. »Weiß ich auch nicht.«

Mike schnickte mit den Fingern. »Wir können ja nach Hause fahren und bei den Conollys anrufen. Kann doch sein, daß Johnny schon gegangen ist.«

Tim verzog den Mund. »Glaubst du das wirklich?«

»Eigentlich nicht.«

»Das ist alles komisch. So hat er nie…«

Mike ließ ihn nicht ausreden. »Denk doch mal nach, was man sich über die Conollys erzählt. Die sind doch selbst nicht geheuer. Die haben komische Sachen erlebt.«

»Davon hat Johnny nie erzählt.«

»Weil er nicht durfte. Aber alle wissen es. Du auch, Tim.«

»Klar.«

Da Tim schwieg, schaute sich Mike um. Er zog seine blaue Jeans hoch und fummelte am Kragen der Stoffjacke, die rote und schwarze Querstreifen zeigte. Mike war der Typ Aufreißer. Auf seine dunklen Augen und auf das nette Lächeln fielen die Mädchen scharenweise

herein, doch an diesem Abend war ihm das Lachen vergangen. Ihm war unheimlich geworden, und Tim erging es ebenso.

»Dann laß uns wenigstens zu den Fahrrädern gehen.«

Damit war Mike einverstanden. Einen letzten Blick warfen sie noch durch das Foyer, das sich immer mehr leerte. Von Johnny und auch von seiner Mutter und dem fremden Mann sahen sie nichts. Sie waren im Kinosaal verschwunden.

Schweigend machten sich die Jungen auf den Weg. Sie gehörten zu den letzten Personen, die das Kino verließen, aber sie ließen sich schon Zeit dabei, denn auch draußen schauten sie sich nach Johnny um, ohne ihn allerdings entdecken zu können. Er war drinnen und auch draußen verschwunden.

Mike stellte den Kragen seiner Jacke hoch, weil ihm plötzlich kalt geworden war. Er fürchtete sich auch, ging schnell weiter, um den dunklen Platz zu erreichen, wo zahlreiche Räder abgestellt waren. Unter anderem auch ihre beiden. Johnnys Rad dagegen war nicht da.

»He«, sagte Mike. »Das ist ein Ding. Johnny hat es geholt. Er ist damit verschwunden!«

Tim war sich nicht so sicher. »Meinst du?« fragte er nur.

»Was soll denn anders gewesen sein?«

»Das hätte man auch stehlen können.«

»Und unsere beiden hat der Unbekannte stehenlassen?«

»Ja, warum nicht?«

Mike tippte gegen seine Stirn, während er den Schlüssel ins Schloß schob. »Das glaubst du doch selbst nicht. Mach dir nichts vor.«

Auch Tim löste das Schloß. »Warum sollte Johnny denn losgefahren sein, ohne uns Bescheid zu geben? Er hat ja nicht mal gesagt, daß er weggeht.«

»Vielleicht ist ihm schlecht geworden.«

»Ich hätte das gesagt.«

»Ja, du Tim, aber du bist nicht Johnny. Wir haben doch vorhin von dieser komischen Familie gesprochen. Da passieren immer seltsame Dinge. Das bleibt auch an Johnny hängen.«

Tim überlegte. Er stieg noch nicht in den Sattel. Sein Blick glitt hinüber zum Kino. »Ob wir nicht doch auf Mrs. Conolly warten und ihr sagen sollen, daß Johnnys Rad nicht hier ist?«

»Nein, wir rufen sie an. Johnny ist zu Hause.«

»Wettest du darauf?«

Mike grinste verlegen. »Fast, möchte ich sagen.«

»Ich auch nicht.«

»Dann laß uns endlich fahren.«

Tim hatte noch einen Einwand. »Fahren ist gut. Welchen Weg sollen wir nehmen?«

»Den kürzesten.«

»Ehrlich?«
»Warum nicht?«
Tim senkte seine Stimme. »Weil der am Friedhof vorbeiführt. Kann ja sein, daß es da nicht ganz geheuer ist.«
Mike schüttelte den Kopf. »Du spinnst, ehrlich. Das kann doch nicht dein Ernst sein.«
»Wieso nicht?«
»Da sind wir doch immer hergefahren, wenn wir es eilig haben.«
Tim hob die Schultern. »Das ist auch wahr. Da aber war Johnny nicht verschwunden.«
Mike knuffte den Freund gegen die Schulter. »Was meinst du denn damit?«
»Nichts, nur so.«
»Hast du Schiß?«
»Nein, habe ich nicht. Nur so ein Kribbeln - oder ein komisches Gefühl.«
»Dann fahr doch einen anderen Weg!«
Das hätte Tim auch gern getan. Auf der anderen Seite aber wollte er vor Mike nicht als Feigling dastehen. Außerdem hätte sich sein Verhalten in der Klasse herumgesprochen. Und zum Gespött der Schüler wollte Tim auch nicht werden.
»Gut«, erklärte er gegen seine innere Überzeugung. »Wir fahren am Friedhof vorbei.«
»Und bestellen den Toten schöne Grüße«, erklärte Mike, als er sich auf sein Rad schwang.
Tim konnte über diese Bemerkung nicht mal grinsen…

***

Zuerst war Johnny nur gerannt! Einfach weggelaufen. Er wußte nicht mal, wohin er gelaufen war. Er hatte sich durch die hinteren Regionen des Grundstücks bewegt, auf dem das Kino stand, und er war es auch nicht, der aus eigener Kraft lief. Immer wieder spürte er seinen unsichtbaren Begleiter, der ihn leitete und sogar dafür sorgte, daß er trotz der tiefen Dunkelheit nicht stolperte und hinfiel.
Dann hatte Johnny einen Bogen geschlagen und war schließlich an den Platz gelangt, wo er sein Rad abgestellt hatte. Es stand bei den Rädern, die auch Tim und Mike gehörten, und alle drei fand er noch vor.
Johnny stoppte neben den Fahrrädern mit keuchendem Atem. Er schwitzte, aber das störte ihn nicht. Viel schlimmer war die Bedrohung des Unsichtbaren. Sie drückte auf beide Schultern, als hätte der Geist dort seine Hände deponiert.
Er wollte es genau wissen, faßte hin - und mußte wieder eine Niederlage einstecken.

Nichts war zu spüren.
Trotzdem war der andere da.
Als Johnny das Schloß zu öffnen begann, wußte er nicht, ob er dabei seinem Willen folgte oder dem des Unsichtbaren. Im Moment sah er aus wie ein normaler junger Mann, der in wenigen Sekunden sein Rad bestieg, um loszufahren.
Die Vorstellung war noch nicht beendet. So standen die zahlreichen Räder kreuz und quer. Manche stützten sich gegenseitig, und Johnny hatte Mühe, einen Weg zu finden. Er mußte auch absteigen. Erst als er das Ende des Pulks erreicht hatte, bekam er freie Fahrt und stemmte sich in die Pedale.
Wie alle Jungen in seinem Alter, so gehörte auch Johnny zu den Typen, die einfach nicht langsam fahren konnten. Er brauchte immer Tempo, Power und mußte den Wind im Gesicht spüren.
So war es auch heute. Nur saß er diesmal mit einem anderen Gefühl im Sattel. Johnny wußte nicht, ob er selbst fuhr oder ob er geleitet wurde.
Der Unsichtbare befand sich immer in seiner Nähe. Der Wind war es nicht. Er spürte ihn anders. Hin und wieder verteilte sich ein leichter Druck auf seinem Rücken oder seinen Schultern. Es war wie ein Streicheln, das ihn erwischte, und er spürte auch den leichten Druck, der ihm die Richtung vorgab.
Das Haus seiner Eltern lag in einer ruhigen Wohngegend. Dort gab es keine Pubs, auch keine Kinos. Um sie zu erreichen, mußte man schon ein gutes Stück fahren.
Johnny kannte sich hier sehr gut aus. Er benutzte nicht nur die Hauptstraßen, sondern auch kleine Wege, die zwischen Grundstücken oder Grünflächen hindurchführten, und einer verlief sogar parallel zur Friedhofsmauer. Kein Weg, den man gern fuhr.
Johnny wollte ihn trotzdem benutzen. Jedenfalls bewegte er sich direkt auf den kleinen Friedhof zu. Die Mauer war noch nicht zu sehen, und auf der Straße neben ihm fuhr um diese Zeit kaum jemand.
Das war seine Strecke.
Oder nicht?
War es vielleicht die des anderen?
Johnny überlegte nicht mehr. Er hatte seine Gedanken ausgeschaltet. Er trat automatisch in die Pedalen und nahm nicht viel von seiner Umgebung wahr. Nur nach vorn schaute er, wo die Straße in der Einsamkeit zu enden schien. Dort wuchsen die Bäume zu beiden Seiten noch dichter und bildeten mit ihrem belaubten Geäst beinahe einen Tunnel.
Das schwache Licht an der rechten Seite und weiter von der Straße entfernt stammte von einer Lampe, die bereits auf dem Gelände des Friedhofs stand. Sie wirkte wie ein blasses ewiges Licht, das den Toten

wie ein letzter Schein von dieser Welt ein Stück auf der Reise ohne Wiederkehr begleitete.

Die offizielle Zufahrt ging von der Parallelstraße ab. Aber es existierte ein schmaler Weg, der auch von dieser Seite zum Friedhof führte. Man mußte ihn nur kennen.

Johnny kannte ihn. Er wußte genau, wo man abbiegen mußte. Erst kurz vor der Einmündung bremste er ab. Sein Rad wollte hinten ausbrechen, er ließ es nicht zu und rutschte in den schmalen Weg hinein, der mit keinem Asphalt oder Pflaster bedeckt war. Johnny fuhr über harten Lehmboden, aus dem hin und wieder Steine hervorschauten. Als wollten sie die Reifen zerstechen.

Er war wieder da!

Urplötzlich überkam Johnny Conolly das Gefühl, berührt zu werden. Das war wieder der berühmte Tick, der ihn erwischte, gegen den er sich nicht wehren konnte.

Die Hand spürte er im Nacken, aber sie drückte nicht fest zu, sondern streichelte ihn mehr, als wollte sie Johnny für seine Fahrtroute loben. Er sah dies nicht so, sonst hätte er keine starke Gänsehaut bekommen.

Er fuhr hinein in die Düsternis. Der Friedhof war bereits zu riechen. Es waren die Pflanzen, die den Geruch abgaben, aber auch die Blumen, die auf die Gräber gestellt worden waren und verwelkten.

Das Licht war noch da.

Es schwebte über allem. Es streichelte zumeist die in der Nähe wachsenden Bäume und vereinigte sich mit dem Licht eines nicht weit entfernt stehenden Kiosks, der jetzt geschlossen war. Am Tage aber konnten dort Blumen und Kränze gekauft werden.

Das Tor war nicht groß. Es paßte zu dem kleinen Areal. Eine Mauer war auch vorhanden, aber so gut wie nicht zu sehen, denn hohe Pflanzen überwucherten sie.

Uhuuu - Uhuuuu…

Johnny hörte den Ruf eines Käuzchens. Er klang bedauernd und unheimlich zugleich, als wollte er Johnny warnen, den Friedhof zu betreten.

Er bremste.

Da war wieder die Klaue des Unsichtbaren, die sich in seinem Nacken festgesetzt hatte und den Jungen dazu veranlaßte, einen leisen Schrei auszustoßen. Auf dem Schotter rutschten die Räder ein wenig weg, aber das Rad stand, und Johnny konnte sich endlich aus dem Sattel schwingen.

Dicht neben dem Tor lehnte Johnny seinen fahrbaren Untersatz gegen die Wand. Er schloß nicht ab, er starrte nur das Tor an, das geschlossen war. Davor blieb er stehen. Er wußte nicht, was ihn hergeführt hatte.

Freiwillig hatte er den Platz nicht erreicht. Wieder dachte er an die

anderen Mächte, die ihn geleitet hatten. Zwar kannte er die Abkürzung gut. Im Normalfall jedoch fuhr er am Friedhof vorbei und blieb nicht stehen, so wie jetzt.

Noch zwei Schritte trennten ihn vom Tor.

Er ging sie.

Das zweiflügelige Eisentor, war so breit, daß ein Leichenwagen hindurchfahren konnte. Deutlich erkannte Johnny den Rost auf den Streben.

Die Berührung erwischte diesmal sein rechtes Handgelenk. Ohne daß der Junge etwas dagegen unternehmen konnte, wurde sein Arm angehoben und die Hand auf die Metallklinke des Friedhofstors hingeführt. Auch wenn er sich gewehrt hätte, er hätte es wohl nicht geschafft. Nur einmal noch schrak er zusammen, als er die Kälte des Materials an seiner Handfläche spürte, dann verstärkte sich der Druck, und Johnny drückte die Klinke nach unten.

Mit dem Knie berührte er die rechte Tür. Er schob sie nach innen, und auch die linke Hälfte schwang etwas mit.

Wind wuselte heran. Er spielte mit dem Laub der Bäume und ließ die Blätter rascheln. Ein völlig normales Geräusch. Für Johnny aber hörte es sich unheimlich an.

Das Gelände war ein Tanzplatz für Geister und geheimnisvolle Schatten geworden, die sich zumeist versteckt hielten und nur dann hervorkamen, wenn sie plötzlich Menschen sahen, die sie erschrecken konnten.

Vor Johnny lag ein Weg, der mit hellen Steinen bestreut war. Johnny wußte nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte, er selbst hätte längst kehrtgemacht und wäre nach Hause gefahren, aber der große Unsichtbare und unheimliche Bruder war stets zur Stelle.

Er lauerte in seiner Welt, und Johnny merkte, wie sein linkes Handgelenk umspannt wurde. Man hob seinen Arm an. Man zog ihn weiter. Es gab ein Ziel.

Der Junge konnte sich nicht vorstellen, wo es lag. Die Dunkelheit war so dicht, daß nichts zu erkennen war.

Der Griff blieb.

Johnny ging.

Er hörte seinen eigenen Herzschlag. Laub trudelte auf ihn zu, als wäre es ausgespien worden. Den Wind spürte er kalt auf seiner Haut, und die Berührung der fremden Hand brannte.

Brennende Kälte.

Er kam über den Widersinn nicht hinweg. Er wollte auch nicht mehr denken. Er ließ sich in die Finsternis hineinführen, aber er gelangte nicht direkt zu den Gräbern mit ihren oft kunstvollen Steinen, sondern wurde dort hingezogen, wo ein kleines Steinhaus stand.

Ein Teil des Daches neigte sich tief zur linken Seite hin, und in

diesem Teil befand sich auch der Eingang.

Abermals stand Johnny vor einer Tür. Nun wurde er aus diesem Alptraum hervorgerissen, denn die Realität hatte ihn wieder.

Es mußte das Leichenhaus sein.

Er nickte.

Diesmal brachte er die Hand aus eigenem Willen hervor. Seine Finger zitterten. Sie erreichten die Klinke, drückten sie nach unten. Die Tür klemmte. Johnny verzog das Gesicht.

Dann war die Hand wieder da. Sie hatte sich gegen seinen Rücken gestemmt und gab ihm das Zeichen.

Er widersetzte sich dem Druck nicht. Mit der Schulter und dem Knie sorgte er dafür, daß sich die Tür öffnen ließ. Sie war nicht verschlossen gewesen und klemmte nur.

Vor ihm lag die Finsternis der Leichenhalle…

***

Mike fuhr vor. Tim hatte sich an das Hinterrad seines Freundes geklemmt. Er bemühte sich, das Tempo seines Freundes mitzuhalten, was nicht leicht war, denn Mike fuhr ziemlich rasant.

Aber Tim blieb daran, obwohl er sich viel lieber zurückgezogen hätte. Er war längst nicht davon überzeugt, richtig gehandelt zu haben. Seine Furcht war noch immer vorhanden.

Warum war Johnny verschwunden? Er hatte die beiden verlassen, ohne Bescheid zu geben. Das wollte nicht in Tims Kopf. Da mußte etwas schiefgegangen sein. Er war irgendwie durchgedreht. So etwas kannte man von ihm nicht.

Tim biß die Zähne zusammen und verfolgte den Lichtschein, der bleich nach vorn strahlte. Er tanzte auch über Mikes Rad und über den Rücken seines Freundes, der geduckt auf seinem Rad hockte.

Es war der einsame und manchmal unheimliche Weg, auch wenn er nicht als gefährlich eingestuft werden konnte. Von Überfällen hatten die Jungen bisher nichts gehört, und sie glaubten auch nicht daran, daß sich das an diesem Abend ändern würde.

Der Wind war kälter geworden. Wie die Fetzen eines alten Lappens schlug er stets in die Gesichter der beiden Fahrer. Zu beiden Seiten des schmalen Wegs bauschten sich die Büsche wie eine lange Mauer auf, durch die unheimliche Gestalten zu kriechen schienen, was natürlich Einbildung war und nur durch die Lichtreflexe hervorgerufen wurde, die beide Lampen produzierten.

Das Fahren strengte an. Mike ging nicht mit dem Tempo herunter. Er wollte so schnell wie möglich Gewißheit haben, als ginge er tatsächlich davon aus, daß sich Johnny auf dem kleinen Friedhof aufhielt. Das konnte Tim nicht glauben. Sie waren keine Feiglinge, aber weshalb sollte sich Johnny gerade diesen Ort der Toten als Ziel

aussuchen?

Wolken trieben über den Himmel. Der Wind spielte mit den Blättern. Er riß sie nicht ab, sondern ließ sie flattern. Das leise Rascheln wurde zu einer Begleitmusik für beide Fahrer.

Mike hob kurz die rechte Hand. Ein knapper Wink, dann faßten die Finger wieder zu, und der hinter ihm fahrende Tim verstand die Geste genau. Er bremste ab, was auch Mike tat, bevor er sein Rad nach rechts lenkte, damit Tim den nötigen Platz bekam, um neben ihm herfahren zu können. Mike schaute den Freund an. Dabei grinste er. »Starke Fahrt, wie?«

»Klar. Ob Johnny auch hier ist?«

»Warum nicht? Es ist der kürzeste Weg nach Hause. Und vor einem Friedhof hat er sich noch nie gefürchtet.«

»Stimmt auch wieder.« Tim gab etwas mehr Tempo, weil er mit Mike auf einer Höhe bleiben wollte. »Glaubst du denn, daß ihm etwas passiert ist?«

»Nein - wieso?«

»Der Friedhof…«

Mike lachte scharf. »Hör doch auf damit. Außerdem hat Johnny mehr erlebt, als wir beide zusammen. Vor einem Friedhof wird der keine Angst haben. Oder denkst du, daß er sich dort versteckt hält?«

Tim hob während des Fahrens die Schultern. »Ich denke überhaupt nichts«, erklärte er.

»Ist auch besser so.«

»Da vorn ist das Licht.«

»Welches?«

»Die Lampe vom Friedhof«, sagte Tim. »Gut.«

»Was meinst du damit?«

»Es ist immer gut, wenn Licht zu sehen ist.«

Tim glaubte seinem Freund zwar kein Wort, aber er fragte auch nicht mehr nach. Außerdem hatte er das Gefühl, als wäre Mikes Gelassenheit nur gespielt. Tief in seinem Innern war ihm schon komisch zumute.

Mußte ihm einfach komisch sein, denn Johnnys Verschwinden war für sie nicht erklärbar.

Diesmal fuhr Tim vor. Er hatte zweimal heftig in die Pedalen getreten und schon einen Vorsprung herausgeholt. Er hatte eigentlich nicht vorgehabt, sein Rad nach links zu lenken. Es war wie von selbst geschehen, und der Scheinwerferkegel erfaßte nicht nur ihn, sondern auch einen Teil der Außenmauer, die den Friedhof abgrenzte, und huschte weiter zu dem Fahrrad.

Johnnys Rad!

Tim fluchte, drehte sich nicht um, sondern bremste auf beiden Rädern.

Er stand sehr schnell. Beinahe wäre Mike noch gegen ihn gefahren. Er wich soeben noch aus, bremste ebenfalls, kippte dabei, hielt sich aber auf den Füßen.

Die beiden Jungen standen versetzt zueinander. Was Tim erblickte, konnte Mike nicht sehen, aber dessen Motzerei erstickte Tim sofort.

»Das ist Johnnys Rad!«

Mike schwieg. Er drehte sein Rad. Der Scheinwerfer gab kein Licht mehr. »Wo denn?«

»An der Mauer.«

Mike schob sein Rad auf Tim zu. Der hatte seinen fahrbaren Untersatz bereits auf den Ständer gestellt, was Mike jetzt auch tat. Etwas verlegen hielten sich die beiden vor dem Friedhof auf. Umgeben von der Dunkelheit und dem Rauschen der Blätter, mit denen noch immer der Wind spielte, als wollte er den jenseits der Mauer liegenden Toten eine besondere Melodie bieten.

Erst als sich Mikes Augen an die Umgebung gewöhnt hatten, sah auch er das Rad. »Und was tun wir jetzt?« fragte er.

»Weiß ich auch nicht«, gab Tim flüsternd zurück.

»Warum steht das Rad da?«

Tim hob die Schultern. »Keine Ahnung.«

»Red keinen Scheiß! Du weißt genau. Johnny hat es abgestellt, weil er, weil er…«

»Sag schon!«

»Der ist auf dem Friedhof!«

Tim schwieg. Das gleiche hätte er auch gedacht, nur wollte er es nicht so offen zugeben. Außerdem war ihm das mehr als komisch. Einen Grund konnte er sich nicht vorstellen. Und eine Antwort wollte er auch nicht geben. Mit leicht verdrehten Augen starrte er zum Himmel, als könnte er dort eine Antwort erfahren.

Aber der Himmel schwieg. Nur Mike lachte scharf auf. »Würdest du so einfach auf einen Friedhof gehen? Aus dem Kino rennen, während des Films? Dich auf dein Rad setzen und…?«

»Nein!«

»Ich auch nicht.«

»Und warum hat es Johnny getan?« fragte Tim.

»Um das zu erfahren, müßtest du schon auf den Friedhof gehen und ihn suchen.«

»Jetzt? Um die Zeit?«

»Morgen nicht.«

»Das ist…«

»Hast du Angst?« fragte Mike. Seine Stimme hatte höhnisch klingen sollen, der Tonfall aber war ihm nicht so recht gelungen, denn auch Mike fühlte sich miserabel.

»Ja, ich habe Schiß.«

»Johnny aber nicht.«
Tim holte tief Luft. »Okay, das Rad steht an der Mauer. Aber beweist es uns, daß sich Johnny wirklich auf dem Friedhof aufhält?«
»Wo soll er sonst sein?«
»Vielleicht ist er zu Fuß nach Hause gelaufen, weil was mit seinem Rad war.«
»Ausrede.«
»Soll ich nachschauen?«
Mike lachte girrend. Beinahe wie ein Mädchen. »Nein, nicht am Rad, aber wir könnten auf den Friedhof gehen und nach ihm suchen oder auch nach ihm rufen.«
Tim hatte den Vorschlag nicht überhört. Er sagte nur nichts, dafür bekam er eine Gänsehaut. Seine Hände umklammerten die beiden Griffe, als wären sie Rettungsanker.
Mike gab sich sicherer, als er sich tatsächlich fühlte. »Ich bin dafür, daß wir auf dem Friedhof nachschauen.« Er knuffte seinen Freund an. »He, was ist mit dir?«
Tim sah sich in die Ecke gedrängt. Wohl war ihm nicht - nur, was sollte er tun? Als Feigling dastehen wollte er auch nicht. Da hätte Mike nicht den Mund gehalten und es den anderen Freunden erzählt.
»Okay, dann schauen wir nach.«
»Prima, ich wußte doch, daß ich mich auf dich verlassen kann.« Mike lachte. Es klang nicht echt. Eher wie ein Lachen, das Mut machen sollte…

***

Sheila Conolly war nervös. Sehr nervös sogar. Sie konnte sich nicht daran erinnern, in letzter Zeit dermaßen unter Druck gestanden zu haben. Hier ging es auch nicht um sie, sondern um ihren Sohn, der so plötzlich verschwunden war, so grundlos für einen Außenstehenden, aber Sheila stand nicht außen vor. Zudem hatte sie selbst Erlebnisse gehabt, die nicht in den Rahmen des Normalen paßten, und sie ging davon aus, daß Johnnys Verschwinden und ihre Erlebnisse in einem Zusammenhang standen, in dem auch der sich entfernt aufhaltende Bill eine große Rolle spielte.
John Sinclair wollte die Ankunft der Mordkommission abwarten, um den Kollegen einige Informationen zu geben. So war Sheila allein losgegangen, um wenigstens nach Johnnys Rad zu schauen. Sie wußte, wo die Besucher ihre fahrbaren Untersätze abstellten.
Die Menschen hatten sich bereits verlaufen. So war es vor dem Kino ziemlich leer. Einige Jugendliche standen noch in Gruppen zusammen und diskutierten über den Film.
Sheila hörte ihre Stimmen zwar, achtete aber nicht auf die Worte, denn ihr Ziel lag woanders. Sie bewegte sich mit sehr langsamen

Schritten.

Sie schaute sich auch öfter mal um als normal, denn irgendwo hatte sie noch die Hoffnung, ihren Sohn zu finden. Die Dunkelheit machte ihr einen Strich durch die Rechnung, und auch weiter vorn, wo die Straße herlief und es heller war, hielt sich niemand auf, der Ähnlichkeit mit Johnny gehabt hätte.

Dafür hörte sie in der Ferne das Wimmern der Sirenen. Die Mordkommission war schon auf dem Weg. Noch bevor die Fahrzeuge am Kino stoppten, hatte Sheila den Ort erreicht, wo die Räder abgestellt wurden.

Leer war er nicht. Eine Handvoll Fahrräder waren da noch abgestellt worden, aber keines davon gehörte ihrem Sohn Johnny. Sie alle wurden von anderen jungen Leuten abgeholt. Sheila trat zur Seite und blieb dort stehen, wo sie nicht störte. Sie war sehr nachdenklich geworden und spürte die Angst wie einen beklemmenden Mantel, der sie umgab.

Sheila war im Hintergrund zu einer Schattengestalt geworden, von den Abholern der Räder nicht beachtet. Die Hände hatte sie in die Taschen des leichten Mantels geschoben. Ihre Finger waren kalt geworden. Diese Kälte spürte sie auch innerlich, und die Finger kamen ihr vor, als wären sie schon abgestorben.

Es war für sie schlimm. Sie kämpfte abermals gegen einen Feind, den sie nicht sah. Der es auf telepathischem Wege verstand, mit ihr Kontakt aufzunehmen, und so etwas Ähnliches hatte sie hinter sich. Da war es der Killer im Kopf gewesen, der sie so grausam malträtiert hatte. Diese Zeiten wünschte Sheila ihrem ärgsten Feind nicht. Da hatte sie Furchtbares durchlitten, doch die Gegenwart und auch die Zukunft deuteten darauf hin, daß ihr ähnliche Dinge bevorstanden.

In den Taschen bewegte sie die Finger. So kalt waren sie. Wie bei einer Toten.

Bei diesem Vergleich schauderte die Frau. Sie konnte nur hoffen, daß Johnny nichts geschehen war, daß er noch lebte, nicht verletzt und erst recht nicht tot war.

In der letzten Zeit war es relativ ruhig um ihn herum gewesen. Er hatte ein normales Leben führen können, wie viele seiner Freunde auch. Aber der Druck und die Bedrohung lauerten immer wieder versteckt im Hintergrund, gerade weil die Conollys schon seit Jahren in die Strudel der schrecklichen Ereignisse mit hineingezogen worden waren, was auch an ihrem Freund John Sinclair lag.

Sie wünschte sich an Johnnys Stelle. Sie wünschte sich auch den Kontakt mit dem anderen Wesen zurück. Sie wollte dabei an Johnnys Stelle treten. Aber das geschah nicht. So schnell ließen sich keine Wünsche erfüllen.

Deshalb wartete sie. Schaute zu, wie die Räder abgeholt wurden.

Schließlich war der Platz leer. Sheila stand noch immer auf dem Fleck.
Die Sirenen erschreckten sie nicht. Sie wußte, daß die Mordkommission eintraf. John Sinclair würde mit den Leuten reden, aber es würde nichts bringen. Johnny konnte durch die Beamten der Mordkommission nicht geholfen werden, das stand fest.
Sheila schmeckte Galle in ihrer Kehle. Mit langsamen Schritten ging sie den Platz ab, auf dem die Räder gestanden hatten.
Nichts war mehr zu sehen.
Eine nächtliche Leere. Ebenso leer, wie sich Sheila fühlte. Das andere Wesen dachte gar nicht daran, den Kontakt mit ihr zu erneuern. Wie sehr hatte sie sich angewidert gefühlt, als unsichtbare, fremde Hände sie berührt hatten! Jetzt wünschte sich Sheila diese Hände zurück. Dann hätten sie wenigstens nicht Johnny berührt.
Es hatte keinen Sinn, noch länger an diesem Ort zu bleiben. Das sagte sich Sheila. Deshalb machte sie sich wieder auf den Rückweg. Die Umgebung war nicht still. Sie horte die Stimmen der Männer, die zur Mordkommission gehörten. Sie sah die rotierenden Lichter auf den Dächern. Lange Streifen fraßen sich durch die Dunkelheit und machten sie zu einer unheimlichen Kulisse.
Sheila betrat das Foyer des Kinos. Der Weg in den Zuschauerraum war zwar nicht abgesperrt worden, aber ein junger Mann in Uniform hielt sich dort auf und bedeutete Sheila, daß es für sie keinen Eintritt gab.
»Ich muß mit Mr. Sinclair sprechen.«
»Es gibt bei uns keinen Sinclair.«
»Er ist ein Kollege und hat Sie alarmiert.«
»Sorry, aber…«
»Meine Güte, stellen Sie sich nicht so an!« Mit Sheilas Beherrschung war es vorbei. Sie hatte den Polizisten angeschrien, und der junge Mann war zusammengezuckt. Aber er hielt Sheila trotzdem fest, als diese sich an ihm vorbeidrängen wollte.
Mit einer heftigen Bewegung riß sich die Frau los. Sie funkelte den Polizisten dabei an, der sich unter dem Blick regelrecht duckte, von ihr noch eine Stoß bekam und zwei Schritte nach hinten taumelte.
Dann war Sheila vorbei. Mit schnellen Schritten brachte sie genügend Distanz zwischen sich und den Polizisten und wurde von ihm erst eingeholt, als sie bereits den Zuschauerraum durchquerte. Sie war bereit, für ihre Sache zu kämpfen. Sie mußte einfach Dampf ablassen.
Zum Glück kam es nicht soweit, denn John tauchte auf. Ziemlich nachdenklich wirkte er.
»John!«
Ich hörte den Ruf und hob den Kopf. Sah Sheila, die auf mich zueilte, aber auch den jungen Beamten, der sie stoppen wollte und bereits die

Hand nach ihr ausgestreckt hatte.
Mit drei langen Schritten hatte ich Sheila erreicht. Der Kollege wollte etwas sagen, als ich ihm zuvorkam.
»Das ist meine Sache!«
»Aber…«
»Keine Widerrede! Gehen Sie wieder auf Ihren Platz.« Ich konnte mir denken, was geschehen war, und der Polizist trollte sich. So war ich mit Sheila allein, die an der Wand lehnte, heftig atmete und dabei fahrig über ihr Haar strich.
»Bist du einigermaßen okay?«
Sie lächelte schmerzlich. »Nicht mal einigermaßen, John.«
»Was ist passiert?«
»Ich mußte es wissen, John. Ich mußte es einfach wissen, und ich habe es gesehen. Johnnys Rad steht nicht mehr dort. Er ist weggefahren.«
»Ja, das dachte ich mir.«
Sie schaute mich für einen Moment starr an. »Aber wohin, John? Wohin ist er gefahren?«
Ich schwieg.
So redete Sheila weiter. »Ich glaube nicht, daß wir ihn zu Hause finden können. Der Tote auf der Toilette, das ist doch…«
»Nichts ist bewiesen, Sheila«, sagte ich leise. »Wir müssen zunächst abwarten.«
»Was sagst du da?« Sie lief rot an. »Abwarten? Aber wieso soll ich abwarten? Habe ich nicht schon lange genug abgewartet? Ich möchte und kann es nicht mehr. Ich will nicht mehr abwarten, wenn du verstehst!«
»Das weiß ich, Sheila. Mir ergeht es ja ebenso. Aber wir können im Moment nichts tun. Wir müssen einfach darauf warten, daß Johnny von allein zurückkehrt oder sich meldet.«
»Glaubst du denn, daß man ihn läßt? Nein, John, das ist vorbei. Johnny befindet sich unter der Kontrolle einer anderen Person. Ich kenne sie. Ich habe sie zwar nie gesehen, aber ich weiß, wozu sie in der Lage ist. Darauf kannst du dich verlassen. Sie ist meilenweit entfernt, aber das hat ihren Einfluß nicht brechen können. Tut mir leid.«
»Ich weiß.«
»Sie hat uns alle unter Kontrolle, John. Mit mir fing es an, nein, ich glaube sogar, daß es mit Bill begann. Danach war ich an der Reihe, jetzt hat sie Johnny. Ich frage dich, wie das noch enden soll. Kennst du den Weg?«
»Nicht genau«, gab ich lahm zu.
Sheila nickte. »Wir beide werden ihn auch nicht kennenlernen, wenn das so weitergeht. Wir kennen den Feind nicht, wir haben ihn nicht

gesehen. Nur Bill würde uns weiterhelfen können, aber der ist weit weg. Ich weiß nicht, was ich noch tun soll.« Sie hob die Schultern und schaute zu Boden. »Ich weiß es wirklich nicht, John. Das ist alles so verdammt unsicher.«

»Wir müssen herausfinden, wo sich Johnny aufhält. Daß er nicht nach Mittelamerika gebeamt wurde, steht fest. Er hält sich bestimmt noch in der näheren Umgebung auf.«

»Das ist mir zuwenig.«

»Stimmt.«

»Zu Hause ist er sicherlich nicht.«

»Wie kommst du darauf?«

»Das sagt mir mein Gefühl.«

»Ich wäre mir da nicht so sicher«, widersprach ich. »Er hat möglicherweise Schlimmes erlebt, und wenn jemand so etwas hinter sich hat, dann kann es sein, daß er einen Ort aufsucht, an dem er sich immer wohl gefühlt hat. Du ahnst, worauf ich hinauswill?«

Sheila hob die Schulter. »Ja, das ahne ich. Aber ich glaube nicht, daß er nach Hause gefahren ist.«

»Warum nicht?«

»Mein Gott!« zischte sie mich an. »Versteh doch, John! Was er tat, das tat er nicht aus eigenem Antrieb. Jemand hat ihn geleitet. Diese Imelda oder deren Zweitkörper ist unwahrscheinlich stark. Gegen sie kann sich Johnny nicht wehren. Ich glaube einfach nicht daran, daß er ihn zu uns nach Hause geführt hat.« Sheila hatte sich in Erregung gesprochen. Ihre Hände umkrallten die Aufschläge meiner Jacke, und ich spürte, wie meine Gegenargumente zusammenbrachen. Sie hatte ja recht, verdammt recht sogar. Auch ich glaubte nicht an irgendwelche Chancen, ihn zu Hause zu finden, wenn ich näher darüber nachdachte. Es gab für uns keine andere Lösung. Dieser Zweitkörper hatte Johnny nicht nur in seine Gewalt gebracht, er konnte mit ihm auch tun und lassen, was er wollte, und er würde ihn sicherlich nicht in seiner gewohnten Umgebung lassen.

Imelda war mächtig. Als Zweitkörper möglicherweise sogar noch mächtiger.

Sheila hatte es erlebt. Sie wußte, wie wenig man sich gegen ihn wehren konnte. Sie war eine starke Frau, aber sie hatte nachgeben müssen. Es war eine Attacke aus dem Unsichtbaren gewesen, der verdammte Griff aus dem Nichts, aber ich konnte mir vorstellen, daß wir erst am Beginn standen. Der Astralleib konnte noch mehr Kraft entfalten, und er würde Johnny möglicherweise damit eindecken, so wie er Bill und dann Sheila eingedeckt hatte.

Sheila hatte mich wieder losgelassen. Sie wollte wissen, womit sich meine Gedanken beschäftigten.

»Schon gut«, sagte ich nur.

»Nein, sag es, bitte.« Sie ließ sich nicht abschütteln. »Ich will es wissen!«
»Ich dachte an sie.«
»Was noch?«
»Daß wir sie nicht kennen. Nur vom Bild her. Imelda selbst ist uns unbekannt.«
»Stimmt.« Sie schaute mich interessiert an. »Aber das ist nicht alles, John. Wie ich dich kenne, hast du noch einen großen Schritt weitergedacht.«
»Kann sein.«
»Sag es mir! Raus damit!« Sie ließ sich nicht aufhalten. »Oder soll ich darüber reden, was mir durch den Kopf ging?«
»Bitte.«
Sheila schaute sich um. Erst als sie sicher war, daß uns niemand hören konnte, redete sich mich an. Sie sprach davon, daß wir erst einen Teil der Kräfte dieses Astralleibs kannten. Da ich keinen Widerspruch erhob, formulierte sie ihre weiteren Gedanken. »Wenn etwas im Dunkeln liegt, wird es irgendwann hervorkommen, sobald die Zeit dafür reif ist. Das denkst du doch auch - oder?«
»Ja, schon.«
»Gut, John. Deshalb bin ich der Meinung, daß dieser Astralleib oder auch Imelda selbst mehr kann, als nur einen Menschen zu berühren, ihn zu streicheln oder sexuell zu belästigen. Ich könnte mir vorstellen, daß er bei seinen Berührungen den anderen auch leiten kann. Du verstehst, was ich meine?«
»Noch nicht.«
»Das ist einfach, und ich weiß auch, daß du mich soeben angelogen hast. Wenn dieser Geist Johnny beeinflußt, fürchte ich mich davor, daß er meinen Sohn zu Handlungen oder Taten zwingt, die er selbst gar nicht durchführen will und nicht mal im Traum daran gedacht hat. Zu bösen und schlimmen Taten.« Sie senkte ihre Stimme. »Zu Untaten, gewissermaßen. Weißt du jetzt, was ich meine?«
»Sicher.«
»Du kannst dir also vorstellen, daß Johnny etwas tut, was ihm normalerweise nie in den Kopf gekommen wäre? Woran er nicht mal im Traum gedacht hätte?«
»Ja.«
»Sehr schön, John, sehr schön. Sollen wir dieses Netz noch weiter ausspinnen?«
Ich runzelte die Stirn. »Denkst du daran, daß Johnny einen anderem Menschen etwas antun könnte?«
Die Frage war ausgesprochen worden. Sheila hatte sie auch gehört, und sie starrte mich an. »Ja, daran denke ich, John«, hauchte sie. »Ich denke immer daran. Ich habe nur nicht gewagt, es auszusprechen.«

Was sie innerlich dachte, zeigte sich auch auf ihrem Gesicht, das einen sehr starren Ausdruck bekommen hatte. Sie konnte es nicht glauben, aber die Gedanken ließen sich auch nicht abwenden, und sie mußten einfach raus, sonst wurde Sheila noch von innen aufgefressen. »Ich kann mir denken, daß er etwas ganz Schlimmes tut«, flüsterte sie mit bebender Stimme. »Etwas Ungeheuerliches, an das wir nicht mal denken dürfen, aber nicht daran vorbeikommen. Durch Imeldas Einfluß könnte Johnny sogar zu einem Mörder werden…«

Jetzt war es heraus. Und Sheila fügte auch kein Wort mehr hinzu. Sie wäre beinahe schon an dem letzten erstickt und hatte dabei nur mühsam reden können. Ich sah die Tränen in ihren Augen. Der Gedanke, daß ihr Johnny jemanden töten konnte, ohne es selbst zu wollen, machte sie fast wahnsinnig.

Sie wollte von mir eine Antwort hören, und sie sah, wie ich langsam nickte.

»Also stimmst du mir zu?«

»Es könnte so ablaufen, muß es aber nicht.«

Sie grinste verzerrt. Wischte Tränenspuren aus ihren Augen. »Es könnte sein, aber ich will es nicht. Wir müssen etwas tun, auch wenn es nicht feststeht. Wir müssen ihn einfach fangen. Wir müssen ihn stellen wie einen Killer. Ist das klar?«

»Du brauchst mir nichts zu sagen.«

»Dann bin ich zufrieden«, flüsterte sie und senkte den Kopf. »Aber ich weiß nicht, wo und wann wir ihn stellen sollen. Tut mir leid, da habe ich keine Ahnung. Außerdem weiß ich nicht, wo er hingelaufen sein könnte.«

Ich hielt mich zurück.

Das paßte Sheila nicht. »Sag doch was, John!«

»Wenn Imelda ihn leitet, wird sie den Weg schon kennen.«

»Ja, das weiß ich selbst. Aber denkst du nicht auch, daß wir trotzdem versuchen sollten, ihn zu finden? Er ist mit dem Rad unterwegs. Wohin könnte er gefahren sein?«

Die Antwort wußte ich nicht, und ich stellte deshalb eine Frage. »Kennst du den Weg, den Johnny nimmt, wenn er im Kino war?«

»Nein. Darüber haben wir nie gesprochen.«

»Du weißt auch nicht, ob er und seine Freunde nach der Vorstellung noch irgendwo hingehen wollten?«

»Keine Ahnung, aber wenn, John, dann ist dieser Plan längst geplatzt. Er ist nicht mehr mit ihnen zusammen.«

»Du kennst die Eltern von Tim und Mike?«

»Ja.«

»Dann ruf sie an. Jetzt und hier. Ich möchte wissen, ob die beiden schon zu Haus eingetroffen sind.«

»Und was mache ich dann?«

»Ruf erst einmal an. Ich besorge dir ein Handy. Vorausgesetzt, du hast die Telefonnummern im Kopf. Und erkundige dich, ob die Eltern vielleicht wissen, welchen Weg ihre Söhne normalerweise vom Kino nach Hause nehmen.«

Sheila zeigte sich einverstanden. Ich ließ sie stehen und besorgte ihr ein Handy, das mir der Leiter der Mordkommission mit einem brummigen Kommentar überließ.

Sheila wollte nicht mehr stehenbleiben. Sie setzte sich in eine Reihe. Ich schaute zu, wie sie die Nummer eintippte, nervös mit den Beinen wackelte, und plötzlich eine gespannte Haltung einnahm, weil die Verbindung zustande gekommen war. Ich hörte sie sprechen und mußte sie auf der einen Seite bewundern, denn sie hatte ihre Stimme gut in der Gewalt und ließ sich von der Aufregung nichts anmerken: Mit welchen Eltern sie sprach, wußte ich nicht, mir kam es auch mehr auf das Ergebnis an, das hoffentlich auch eintreten würde.

Ich stand wie auf heißen Kohlen. Der Tote wurde inzwischen abtransportiert, aber die Kollegen blieben noch im Waschraum, worüber ich froh war.

Sheila stand auf.

Ich beobachtete sie noch immer. Sie wirkte in ihren Bewegungen sehr langsam und auch nachdenklich. Als sie zu mir kam, hob sie die Schultern.

»Schlechte Nachrichten?«

»Das weiß ich nicht genau. Jedenfalls ist Tim noch nicht Zuhause. Wir können davon ausgehen, daß es bei Mike auch der Fall ist.« Sie räusperte sich. »Ich wollte mich damit aber nicht zufriedengeben, wenn du verstehst, John. Da habe ich nachgefragt. Ich wollte wissen, ob Carol weiß, welchen Weg die Jungen nehmen. Hätte ja sein können, daß sie mehr weiß als ich.«

»Und? War es so?«

»Irgendwie schon«, sagte sie leise und mit bebender Stimme. »Tim hat seiner Mutter mal erzählt, daß sie hin und wieder in der Nacht am alten Friedhof vorbeifahren. Früher war es so etwas wie eine Mutprobe gewesen.«

»Auch jetzt noch? Heute, meine ich?«

»Da habe ich keine Ahnung.«

Ich bin kein Hellseher, beileibe nicht, aber ich spürte, wie sich in meinem Innern etwas zusammenzog. Ich glaubte plötzlich, eine Spur zu haben.

Friedhof!

Ein Weg, der daran vorbeiführte? Paßte das in das Bild? Das Gräberfeld war eine unheimliche Stätte. Mir war auch bekannt, daß finstere Gestalten so etwas ausnutzten. Nachts trieb sich kaum jemand auf einem Friedhof herum, abgesehen von gewissen Grufties, die

irgendwelche Parties feierten, die aber nahmen sich in der letzten Zeit immer mehr die Friedhöfe auf dem Land vor.

»Was ist, John?«

Ich hob die Schulter. »Im Prinzip nicht viel, aber mich hat der Begriff Friedhof schon alarmiert.«

»Ja, mich auch.«

»Du weißt, welcher gemeint ist?«

»Natürlich.«

»Ich bringe nur das Handy zurück, dann machen wir uns auf den Weg.«

Ich wollte gehen, aber Sheila hielt mich zurück. »Moment, so einfach ist das nicht. Sie nahmen eine Abkürzung. Da kommen wir mit dem Wagen nicht durch und…«

»Aber zu Fuß - oder?« fragte ich und grinste dabei.

»Das schon.«

»Warte hier, Sheila. Ich bin gleich wieder da…«

***

Nur langsam gewöhnten sich Johnnys Augen an die herrschende Finsternis. Er wußte, daß dieses Haus eine Leichen-oder Trauerhalle war, aber er sah keine Särge. Er sah deshalb auch keine Toten. Beide wurden, wenn überhaupt, im anderen Teil des Hauses aufbewahrt.

Dieser Raum hier roch nach Erde, nach feuchtem Lehm, obwohl der Boden nicht umgegraben war. Der Geruch ging dabei von anderen Dingen aus, die sich in diesem dachschiefen Anbau befanden.

Der Totengräber oder Gärtner hatte hier sein Basislager errichtet. Es standen die Geräte herum. Schaufeln, Spaten und auch Spitzhacken. An ihrem Metall klebten Erdklumpen, die intensiv rochen.

Johnny hatte hinter der Tür angehalten. Er bewegte sich nicht. Er wartete.

Nichts war zu hören. Nur auf seinen eigenen Atem konnte er sich konzentrieren, ansonsten war es totenstill in seiner Umgebung, und das paßte auch.

Er ließ seine rechte Hand in die Hosentasche rutschen. Zwar gehörte Johnny nicht zu den jugendlichen Rauchern, aber ein Feuerzeug trug er immer bei sich.

Er schnippte es an.

Die kleine Flamme tanzte. Schatten huschten über den Boden. Das Licht reichte aus, um gewisse Dinge erkennen zu können. So sah Johnny nicht nur die abgestellten Werkzeuge des Totengräbers oder Gärtners, er entdeckte noch mehr, denn links von ihm standen die Eimer und Töpfe mit Blumenerde. Auch eine Bank mit Pflanzen war in diesen Raum geschafft worden.

Zwei alte Kränze sah er ebenfalls, sie lagen übereinander. Die

Schleifen hingen noch dran. Sie sahen ziemlich verwittert aus.

Er leuchtete weiter, entdeckte zwei kleine Fenster. Sie sahen grau und schmutzig aus. An ihnen ging Johnny vorbei. Er näherte sich einem schmalen Tisch. Zwei Stühle standen dicht bei ihm, und auf dem Tisch hatte noch eine Kaffeekanne ihren Platz gefunden.

Johnny löschte die Flamme, dann ließ er sich auf einem der Stühle nieder wie jemand, der auf etwas Bestimmtes wartet.

Johnny wußte nicht, auf was er wartete. Er hockte einfach nur da und starrte ins Leere. Er sah die Tür, hätte jetzt aufstehen und hinausgehen können.

Aber er blieb sitzen.

Da war etwas, das er nicht begriff. Es hatte sich in seinem Innern aufgebaut, und es kam ihm vor wie eine Klammer, die den eigenen Willen festhielt.

Johnny sah aus wie jemand, der auf etwas wartete, aber den eigentlichen Grund nicht kannte. Er kam mit sich selbst nicht zurecht. Er saß am Tisch wie eine Statue, den Blick ins Leere gerichtet. Hin und wieder öffnete sich sein Mund, wenn er etwas tiefer Atem holte.

An die Luft hatte er sich mittlerweile gewöhnt. Sie wirkte nicht mehr fremd. Auch die Umgebung war ihm egal. Johnny wußte, daß jemand auf ihn wartete. Wer es sein würde und was dann geschah, das wußte der Junge nicht.

Er starrte zur Tür, ohne sie richtig zu sehen. Sein Körper war steif geworden, aber das Fremde befand sich noch in seiner Nähe. Er sah nichts, er hörte nichts, und so vergingen auch die folgenden Minuten, bis es plötzlich geschah.

Jemand hatte ihn berührt!

Johnny öffnete den Mund. Den Laut hielt er zurück, aber nicht die kalte Klammer an seinem Nacken. Sie war da, und eisige Hände aus dem Unsichtbaren legten sich auf seine Haut.

Johnny hockte noch immer unbeweglich auf der Stuhlkante. Er hatte die Augen weit geöffnet, starrte noch immer in Richtung Tür, die sich nicht bewegte.

Wer immer den Raum betreten hatte, es war lautlos geschehen. Der Eindringling schien sogar unsichtbar zu sein.

Johnny konzentrierte sich auf seinen Nacken. Die kalten Finger lagen dort noch immer. Sie berührten die Haut nur leicht und drückten sie nicht ein. Johnny merkte, wie er sich immer mehr verkrampfte. In seinem Innern zogen sich die Organe zusammen, und auch er duckte sich. Die Hand oder die Hände auf seinem Nacken wanderten weiter. Nicht fest, nicht hart, streichelnd fanden sie ihren Weg zu seinen Schultern hin, wo sie zunächst verharrten.

Johnny mußte einfach den Eindruck haben, daß jemand hinter ihm stand, sich diese Person aber nicht rührte und vor allen Dingen nicht

zu sehen war.

So blieb er hocken. Wieder verging Zeit. Die unsichtbaren Hände blieben auch weiterhin auf seinen Schultern liegen. Der Junge empfand die Berührungen nicht mal als unangenehm. Sie kamen ihm eher vor, als wäre jemand da, der sich um ihn kümmerte und ihn auch beschützte.

Er wartete.

Nichts war zu hören. Auch draußen trieb sich niemand auf dem Friedhof und in der Nähe des Hauses herum. Die Stille wirkte auf ihn schon gespenstisch. Noch immer saß er steif auf dem Stuhl und wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war.

Schließlich zuckte er zusammen, denn er hatte gespürt, daß sich die Hände bewegten. Sie glitten von seinen Schultern zu den Oberarmen.

Dann krümmten sich die Finger, und die Hände wanderten weiter, glitten in die Achselhöhlen hinein.

Dort faßten sie zu.

Härter jetzt!

Wie bei einem Menschen, den sie aus seiner ursprünglichen Lage wegbringen wollten.

Johnny half nicht mit. Er machte sich sogar schwer, das allerdings störte die beiden Hände nicht, denn ihr Griff wurde noch fester, und Johnny wurde in die Höhe gezerrt.

Er stand auf, ohne daß er es bewußt getan hätte. Voll und ganz war er unter den Einfluß dieses Zweitkörpers gelangt. Und unter dessen Kraft.

Man zog ihn hoch.

Johnny schaute dabei an sich hinab. Er sah zu, wie die gekrümmten Knie in eine andere Lage übergingen. Wie er plötzlich steif wie ein Brett vor dem Stuhl stehenblieb, allerdings noch immer gehalten von dem Griff aus dem Dunkel.

Die Hände hatten Kraft, und sie wanderten jetzt schneller über seinen Körper hinweg. Johnny konnte kaum verfolgen, wo sie ihn überall berührten. Sie streichelten ihn, und sie glitten sogar sanft von seinem Kinn hoch über das Gesicht hinweg, bis sie die Stirn erreichten und von dort aus durch die Haare fuhren.

Er ließ alles mit sich geschehen. Er mußte es einfach tun. Für ihn gab es kein Zurück, denn er hatte sich voll und ganz in die Hände dieser fremden Person begeben.

Eine Hand legte sich auf seinen Rücken, als wollte sie ihn abstützen.

Das wollte sie nicht unbedingt, sondern gab Johnny nur bekannt, daß er seinen Platz verlassen sollte.

Der Junge ging einen behutsamen Schritt nach vorn, als wäre er dabei, das Laufen zu üben. Er knickte mit dem rechten Bein ein, konnte sich aber wieder fangen und wurde auch von den anderen

Händen gestützt, die seine Hüften umfaßten.

Was für einen Menschen mehr als unheimlich sein mußte, kam Johnny Conolly so gut wie normal vor. Er hatte sich voll und ganz in die Fänge des anderen begeben. Auch wenn er es gewollt hätte, er hätte beileibe nicht gewußt, wohin ihn der Weg führte. Der Griff aus dem Dunkel war einfach stärker und brachte ihn immer weiter voran.

So mußte er an der rechten Seite des Tisches vorbeigehen. Mit der Schulter streifte er noch einige säbelartig aussehende Blätter einer Pflanze, aber darum kümmerte er sich nicht und setzte seinen Weg fort.

Nicht den, den er gehen wollte, sondern den, der ihm durch die Fremdeinwirkung vorgegeben wurde.

Die Berührung an seiner rechten Schulter spürte er nur für einen winzigen Augenblick, aber er wußte Bescheid.

Der andere oder die andere drehte ihn nach links, genau dorthin, wo auch die Werkzeuge des Gärtners oder Totengräbers standen. Der Junge blieb so dicht vor ihnen stehen, daß er sie beinahe berührte. Dann senkte er den Kopf, aber nicht, weil er es gern getan hätte, sondern weil er dazu gezwungen wurde, denn die andere Hand berührte abermals seinen Nacken, damit er sich auf die Werkzeuge konzentrieren konnte.

Etwas streifte an seinem rechten Arm entlang nach unten. Der Stoff der Jacke bewegte sich dabei nicht. Johnny spürte die Berührung auf der Haut, und er machte in den folgenden Sekunden eine neue Erfahrung. In ihm veränderte sich etwas. Sein Wille wurde manipuliert. Von der anderen Seite her erhielt er so etwas wie einen Befehl, und der wiederum wurde durch den Griff und die nachfolgende Bewegung unterstützt, denn Johnnys Hand näherte sich immer mehr den hochkant stehenden Geräten.

Spaten, Schaufeln und Hacken…

Noch berührte er keinen der Stiele. Seine Hand war noch unsicher. Sie schwang hin und her, als könnte sich derjenige, der ihn führte, nicht entscheiden.

Schließlich aber hatte er sein Ziel gefunden. Es war der blanke Griff einer Spitzhacke.

Die Finger zuckten nicht zurück, als sie das kalte Holz berührten. Nur Johnnys Herz schlug plötzlich schneller, und er selbst fing an zu lächeln.

Jetzt wußte er, was er tun mußte. Die Macht aus dem Dunkel wußte es auch, denn sie sorgte durch ihre Berührungen dafür, daß Johnny seine Hand noch härter an den Stiel klammerte.

Er räusperte sich. Es war ein schauriges Geräusch, das da aus seinem Mund drang, und für einen Moment schloß er die Augen, wie jemand, der alles genießen wollte.

Dann zog er die Spitzhacke zu sich heran, bis sie sogar seine Füße berührte. Er blickte noch einmal in die Tiefe, als er die Hacke langsam anhob und dabei zufrieden nickte.

Auch die andere Hand wurde an den langen Griff geführt. Johnny drehte sich dabei etwas zur Seite, so daß er die Hacke nun schräg hielt und innerlich zufrieden war.

Er nickte wieder, und er hatte es getan, ohne die Berührung am Kopf zu spüren.

Dann ging er auf die Tür zu. Die Hacke hielt er mit beiden Händen fest.

Er war noch ein Jugendlicher, aber wer ihn jetzt sah, der hätte einen anderen Eindruck von ihm haben müssen, denn sein Gesicht sah so kalt und hart aus. Wie bei einem Menschen, der sich zu etwas Schlimmen entschlossen hatte.

Um die Tür aufzuzerren, mußte er eine Hand von seiner Beute lösen. Es machte ihm nichts. Auch mit der Rechten hielt er die Hacke so lässig fest wie ein Spielzeug.

Dann verließ er das Haus.

Die Luft war draußen anders - auch kälter. Als wäre sie vom Hauch des Todes durchweht. Johnny drehte den Kopf nach links, aber dort war ebensowenig zu sehen wie an der rechten Seite.

Trotzdem ging er weiter. Schritt für Schritt bewegte er sich von diesem kleinen Haus fort, denn der Friedhof war groß genug, um ihn erkunden zu können.

Die Berührung war noch vorhanden. Er spürte sie in seinem Rücken.

Dort lagen die Hände, als wären sie festgewachsen, aber er konnte einfach nichts sehen und auch nichts fühlen.

Schon bald knirschten die kleineren Steine unter seinen Füßen. Es war das erste laute Geräusch, das er überhaupt vernahm, und das zweite sollte bald folgen.

Aber nicht auf dem Friedhof, sondern von jenseits der Mauer. Dort knirschten allerdings keine Steine. Dafür vernahm der Junge Stimmen.

Sie gehörten keinen Erwachsenen. Es waren Stimmen, die er kannte.

Daß er mit Freunden, ihnen gehörten die Stimmen, im Kino gewesen war, hatte er vergessen, denn es lag weit zurück. Wie in einem anderen Leben verborgen.

Johnny hatte seinen Kopf in die entsprechende Richtung gedreht, ohne allerdings etwas erkennen zu können. Zu dicht war die Finsternis und zu dunkel die Mauer.

Er lauschte.

Tim und Mike waren gekommen.

Sie unterhielten sich. Johnny fand zudem heraus, daß sie sich Sorgen um ihn machten.

Als er das erfuhr, umspielte ein kaltes Lächeln seine Lippen. Nein, um

ihn brauchten sich die beiden keine Sorgen zu machen. Mehr schon um sich selbst.

Bei diesem Gedanken umklammerten seine Hände den Griff der Spitzhacke noch fester.

Wenig später wußte er, was seine beiden Freunde vorhatten. Für ihn waren sie keine Kumpel oder Klassenkameraden mehr. Sie hatten sich in Feinde verwandelt, die ihn störten.

Das wollte er nicht.

Es gab Gegenmittel, um dies zu beenden. Eines davon hielt er in seinen Händen.

Johnny lächelte böse.

Danach zog er sich zurück. Und jetzt schien er über den Boden zu schweben, denn lautlos konnte er sich plötzlich bewegen, als hätten ihn die unsichtbaren Kräfte getragen.

Die beiden anderen aber betraten den Friedhof. Johnny sahen sie nicht.

Der hielt sich bereits versteckt. Er lauerte…

***

Die beiden Jungen standen auf dem Friedhof. Keiner konnte von sich behaupten, daß er sich wohl fühlte, aber weder Tim noch Mike gaben ihren Gedanken freien Lauf, denn keiner wollte sich vor dem anderen blamieren. So blieben sie erst einmal stehen und horchten in sich hinein, während sie zugleich in die Dunkelheit lauschten.

Sie lag vor ihnen wie eine Wand. So dicht, daß sie die Gräber mit ihren Steinen und Kreuzen nicht sahen und beide eigentlich nicht das Gefühl haben konnten, sich auf einem Friedhof aufzuhalten. Sie hätten auch an einem anderen dunklen Platz stehen können.

Nur die Bäume zeichneten sich als bedrohliche Schatten ab. Das Laub wuchs noch dicht an den Zweigen, schimmerte aber manchmal auf, wenn der Wind mit ihm spielte. Dann drehte es die Unterseiten nach oben. Welche Lichtreflexe darüber hinweghuschten, war nicht zu sehen, denn der Mond hatte sich hinter mächtige Wolkenbänke zurückgezogen.

»Nichts«, sagte Tim leise. »Oder siehst du etwas?« Er wollte mit seiner Bemerkung schon den Rückzug einleiten.

»Wir sind kaum zwei Minuten hier.«

»Trotzdem.«

»Willst du kneifen?« zischte ihn Mike an.

Tim schwieg und hob nur die Schultern, was Freund Mike zu einer spöttischen Bemerkung veranlaßte. »Du willst wieder zurückgehen, nicht wahr?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Wir werden auch nicht gehen, sondern erst nachschauen.«

»Johnny ist nicht hier.«
»Das weißt du?«
»Dann hätte er sich gemeldet.«
»Idiot«, sagte Mike. »Warum haben wir denn dann sein Fahrrad an der Mauer gesehen?«
»Er kann es hier abgestellt haben.«
»Schiß, das glaubst du doch selbst nicht!«
Tim schwieg, denn Mike hatte recht. Er wollte es selbst nicht glauben, aber er hatte nach einer Möglichkeit gesucht, den Plan rückgängig zu machen.
Mike ließ sich nicht beirren. Als er vorging, folgte ihm Tim. Er hatte damit gerechnet, daß Mike jetzt damit anfangen wollte, den Friedhof abzugehen und zu untersuchen, wobei er hinter Grabsteinen und Buschwerk nachschaute, aber er schlug eine andere Richtung ein und ging auf das schiefstehende Gebäude zu.
»Was willst du denn dort?«
Mike antwortete, ohne sich umzudrehen. »Nachschauen. Nicht mehr und nicht weniger.«
Irgendwie fürchtete sich Tim vor diesem alten Bau. Der Grund war ihm unbekannt, aber er kam nicht dagegen an. Das war eben so, und er flüsterte: »Glaubst du denn, daß sich Johnny dort aufhält? Was soll er denn da? Der ist doch nicht blöd.«
»Soll ich lachen?«
»Wieso?«
Mike blieb endlich stehen. Er gönnte auch Tim somit eine kurze Pause, was den wiederum hoffen ließ, ihn von seinem Plan abbringen zu können. »Johnny hat schon einmal so komisch reagiert. Der ist doch einfach verschwunden. War das logisch?«
»Nein.«
»Eben, das meine ich auch. Es war nicht logisch. Und deshalb kann ich mir vorstellen, daß er sich versteckt hält. Irgendwo hier. Auch in diesem Haus.«
Tim nickte, fragte aber gleichzeitig: »Weißt du überhaupt, was das dort ist?«
»Das kann ich mir denken. Da werden die Toten aufgebahrt.«
»Eben.«
»Und wenn schon!« fuhr Mike seinen Freund an. »Können Tote etwas tun? Stehen sie plötzlich auf, um dir an die Kehle zu gehen? Ich glaube nicht. Es sei denn, du siehst dir einen von diesem komischen Zombie-Streifen an. Aber die gibt es ja nicht mehr. Also würde ich mich an deiner Stelle geschlossen halten.«
»Du hast Nerven.«
»Klar, die brauche ich auch.« Mike wartete nicht mehr ab. Er ging jetzt schneller auf sein Ziel los, das aussah, als wollte sich ihm dieser

Teil des Hauses entgegenneigen. Da mußten die Handwerker geschlafen haben.

Vielleicht hatten sie es auch bewußt so gebaut, jedenfalls dachte Mike darüber nicht mehr nach, als er seine Schritte vor der schmalen Tür stoppte. Er wartete, bis auch Tim ihn erreicht hatte, drehte dann den Kopf und zeigte mit dem rechten Zeigefinger auf die Tür.

»Öffne du sie!« flüsterte Tim.

»Das hatte ich auch vor.«

Tim trat zurück. Er beobachtete Mike, der sich so cool gab, es aber gar nicht war, denn er hatte große Mühe, das Zittern seiner Finger zu unterdrücken.

Lautlos ließ sich die Tür nicht öffnen. Mike machte sich selbst Mut, denn er redete mit sich selbst und ärgerte sich, daß keiner von ihnen eine Taschenlampe dabei hatte.

So recht traute sich der Junge mit den dunklen Haaren nicht. Direkt auf der Schwelle blieb er stehen, wo er versuchte, in dieser grauen Dunkelheit etwas erkennen zu können.

Das war kaum möglich. Auch nicht, als er ein Feuerzeug hervorholte. Die kleine Flamme wurde ihm durch einen leichten Windzug wieder ausgeblasen.

Tim stand hinter seinem Freund. Er schaute über die Schulter hinweg und flüsterte dicht an Mikes linkem Ohr: »Da ist doch nichts. Wenn Johnny hier wäre, hätte er uns längst gesehen.«

»Ist mir klar.«

»Und warum bleibst du noch hier?«

Mike hatte den Mut gefaßt, den kleinen Raum zu betreten. »Laß mich doch«, sagte er dabei und versuchte abermals, die Flamme entstehen zu lassen, was jetzt besser klappte.

In ihrem Flackerschein durchsuchte er den schmalen Raum zwischen den vier Wänden, aber ihr Freund Johnny hielt sich da nicht verborgen.

Bis auf die entsprechenden Geräte und Pflanzen war der Raum leer, und so kehrte Mike wieder zurück.

»Was machen wir jetzt?« fragte Tim leise.

»Weiß ich noch nicht.«

»Wir können wieder fahren.«

Mike grinste schief, als er diesen Vorschlag hörte. »Von dir habe ich nichts anderes erwartet, aber wir werden nicht abhauen. Noch nicht. Ich will mich umsehen.«

Tim erschrak, obwohl er es nicht wollte. »Etwa auf dem Friedhof hier?«

»Wo denn sonst?«

»Das ist doch…«

»Schiß?« Mike boxte Tim gegen die Brust. »Du kannst ruhig sagen,

wenn du Schiß hast.«
»Nein, habe ich nicht.«
»Dann komm mit.«
Tim senkte den Kopf. Er war nicht überrascht, aber er hatte auch Angst davor, seinen Freund zu begleiten, und dieses Gefühl mußte er zunächst einmal unterdrücken. »Wo willst du denn genau nachschauen?« wollte er dann wissen.
»Hier überall.«
»Auf den Gräbern?«
»Auch dort, wenn es sein muß.«
Tim sagte nichts mehr. Es war besser, wenn er schwieg, sonst hätte er noch stärker als Feigling in den Augen des Freundes gegolten, und das wollte er nicht.
So blieb ihm nichts anderes übrig, als Mike zu folgen, der sich nach rechts gedreht hatte und losging. Die Gräberfelder mit den Wegen dazwischen lagen vor ihnen wie ein düsteres, starres Meer, in dem sich das Grauen leicht versteckt halten konnte. Tim spürte schon den Druck im und um den Magen herum. Auch den hinter den Augen. Er hatte Mühe, seine Furcht zu unterdrücken, die um so größer wurde, je näher sie dem eigentlichen Gräberfeld kamen.
Es war kaum ein Weg auszumachen. Die gesamte Umgebung verschwamm in der Dunkelheit, und selbst die Büsche schienen sich aufzulösen. Je länger sie allerdings unterwegs waren, um so mehr gewöhnten sich ihre Augen an die miesen Lichtverhältnisse, und plötzlich blieb Mike so abrupt stehen, daß Tim gegen ihn stieß. »Was ist denn?«
Mike atmete heftig ein. Es hörte sich schon an wie ein Schluchzen.
Plötzlich klang seihe Stimme nicht mehr so sicher. »Da - da hab' ich eine Bewegung gesehen.«
»Hä? Wo denn?«
Mike hob etwas mühsam seinen rechten Arm, wie es schien. Er zeigte nach vorn, ohne jedoch auf einen bestimmten Punkt zu deuten, denn das war einfach nicht möglich. »Da ungefähr.«
»Ein Tier?«
Der andere hob die Schultern. »Das glaube ich nicht. Ein Tier wäre vorbeigehuscht…«
»Aber…«
»Bockmist, verdammter! Da ist jemand gegangen, glaube ich. Sogar ziemlich langsam, als wollte er lässig eine Straße überqueren. Und das war kein Tier.«
»Ein Mensch, wie?«
»Sah so aus«, gab Mike zurück.
»Johnny?«
»Das habe ich nicht erkannt. Aber der andere ging eben auf zwei

Beinen. Wer außer Johnny und uns sollte sich noch hier aufhalten?«

»Da gibt es genug. Dealer, Paare, die mal ungestört bumsen wollen und…«

»Bei dem Wetter, was?«

»Ist auch egal, Mike. Was machen wir?«

»Wir gehen dorthin, wo ich Johnny gesehen habe. Dann können wir ihn rufen.«

»Und der gibt Antwort.« Obgleich ihm nicht danach zumute war, konnte sich Tim ein Lachen nicht verkneifen. »Was glaubst du denn? Erst haut er vor uns ab, dann…«

»Hör auf zu meckern, ich…«

Mike kam nicht mehr dazu, den Satz zu vollenden, denn die Gestalt erschien wieder. Sie stand vor ihnen, sie winkte ihnen sogar mit der rechten Hand zu, dann hörten beide die Stimme ihres Freundes. »He, kommt her, hier ist es richtig toll…«

***

Es war nichts geschehen. Zumindest nicht in der Umgebung, in der sich Bill Conolly aufhielt. Sie kam ihm so schrecklich fremd vor, und sie wurde ihm immer fremder, je länger er neben der Liege hockte, die von Imeldas Körper belegt war.

Seine Kleidung wurde in dieser Luft nicht trocken. Das war jedoch nur ein geringes Problem. Größere Sorgen bereitete ihm die Frau, die äußerlich nichts tat, sondern sich in eine tiefe Trance versetzt hatte und wahrscheinlich einen großen Teil ihrer Kräfte verloren hatte, um damit den Astralleib auszustatten.

Er befand sich auf Wanderschaft, auf der Suche, und Bill wußte, daß er die Grenzen und Sperren überwunden hatte und sich somit weit weg befand. Wahrscheinlich an einem Ort, an den sich Bill gern selbst hingewünscht hätte. Das aber würde zunächst einmal ein Traum bleiben, denn hier hatte nicht er das Sagen, sondern andere, gefährliche Mächte und Kräfte, die durch Imelda befreit worden waren. Sie war der Fixpunkt in diesem mörderischen Spiel. Auf sie allein kam es an, denn sie beherrschte die anderen Kräfte, oder wurde sie von ihnen beherrscht?

Bill konnte darauf keine Antwort eben. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als neben dieser Person zu bleiben und ihr immer wieder ins Gesicht zu starren, um herauszufinden, ob er diesem Ausdruck etwas über die Reise des Zweitkörpers entnehmen konnte.

Das war leider nicht der Fall. So blieb Bill Conolly der einsame Mensch, der sich am dünnen Strohhalm der Hoffnung festklammerte, ohne selbst etwas unternehmen zu können.

Imelda hatte ihm erklärt, wozu sie ihren Zweitkörper bringen wollte. Sie hatte sich auf die Familie Conolly eingeschossen. Zuerst war es

Sheila gewesen, anschließend sollte Johnny an die Reihe kommen. Über sich selbst wollte Bill erst gar nicht nachdenken.

Ausgerechnet Johnny!

Noch immer dachte er über die Erklärungen nach. Imelda hatte tatsächlich davon gesprochen, Johnny zu einem Mörder werden zu lassen. So etwas wollte und konnte Bill nicht akzeptieren, doch wenn er ehrlich war, traute er dieser Person alles zu.

Sie konnte an irgendeinem Punkt der Erde liegen. Schickte von dort ihren Astralleib aus, der andere Menschen in ihrem Sinne beeinflußte.

Negativ beeinflußte.

Bis hin zum Mord!

MORD! MORD! MORD! Dieses eine Wort wiederholte er immer wieder.

Er wollte es nicht, aber es kam ihm permanent in den Sinn, und als er es in Zusammenhang mit seinem Sohn brachte, da wurde ihm übel. Er hatte große Mühe, sich zusammenzureißen. Über seinen Rücken kroch ein eisiger Schauer, während die Handflächen naß vom Schweiß geworden waren.

Das dokumentierte den Widerstreit seiner Gefühle. Auf der einen Seite wäre er dieser Schamanin am liebsten an die Kehle gefahren und hätte ihr das hölzern wirkende Gesicht zerstört, auf der anderen wußte er, daß er nichts machen konnte.

Sie war die Stärkere. Sie hatte Johnny. Sie log nicht. Sie kostete ihren Triumph aus.

Bill, der seinen Kopf gedreht hielt, ließ ihr Gesicht nicht aus dem Blick.

Darin hatte sich nichts verändert. Es sah auch weiterhin aus wie geschnitzt, Die ölpfützenartigen, dunklen Pupillen konnte Bill nicht erkennen, denn sie hielt die Augen halb geschlossen. Wollte sie schlafen?

Eine falsche Bewegung, und alles würde sich ändern. Nicht grundlos lauerte das Krokodil in der Nähe. Es dachte gar nicht daran, sich wieder in diesen schmutzigen Tümpel zurückzuziehen, lag nur da, lauerte und glotzte.

Wie auch Corvatsch im Hintergrund. Der Rabe gehörte zu Imelda wie der Bolide zu einem Rennfahrer. Beide waren miteinander verbunden, ebenso wie mit dem Krokodil.

Imelda hatte sogar Macht über Tiere. Sie hatte sich auf den Rücken der Echse setzen können, ohne daß ihr auch nur ein Haar gekrümmt worden war. Das nachzuvollziehen, war für den Reporter nicht einfach gewesen.

Aber seine Gedanken an Johnny wurden zur Seite gedrängt, als er die Veränderung bemerkte. Weder bei sich noch bei den Tieren. Es ging um die liegende Imelda. Sie öffnete die Augen nicht, nur zuckte

plötzlich ihr Gesicht. Wenn Bill sich nicht zu sehr täuschte, lag zum erstenmal ein Lächeln um den maskenhaft wirkenden Mund, und das bedeutete für den Reporter nichts Gutes.

Sein Speichel schmeckte bitter. Vom Magen her stieg die Säure hoch. Er fühlte sich wie in einer verdammten Klemme steckend. Man spielte mit ihm, ohne daß er in dieses Spiel hätte eingreifen können. Alles war so fremd geworden, und er konnte nichts anderes tun, als auf Distanz zu gehen und zu hoffen, daß sich die Andeutungen der Schamanin nicht bewahrheiteten.

Das Lächeln blieb.

Ein ungutes Zeichen für Bill.

Dann zuckten die Lippen. Die trotz der Veränderung noch so starr ausgesehen hatten. Sie lagen auch nicht mehr aufeinander. Der Mund öffnete sich leicht.

Das hat etwas zu bedeuten! schoß es Bill durch den Kopf. Imelda muß eine Veränderung des Astralleibs erlebt haben. Und die war so stark, daß sie sich nicht mehr unter Kontrolle hatte halten können. Etwas anderes kam für ihn nicht infrage.

Würde sie reden?

Nein, sie gab zwar etwas von sich, aber es war zunächst nur ein leises Kichern. Vielleicht aus Schadenfreude?

Schadenfreude…

Bill konnte mit diesem Begriff nichts anfangen. Er paßte ihm nicht, nicht in einer Situation wie dieser. Imelda gab wieder, war ihr Astralleib erlebte. Imelda konnte sich darüber freuen, aber Bill glaubte nicht, daß er in der Lage war, dieses Gefühl mit ihr zu teilen.

Er wäre am liebsten in die Höhe gesprungen, um herumzulaufen. Er mußte sich einfach abreagieren, aber das wäre mit Sicherheit falsch gewesen, und so blieb er hocken, Imelda nicht aus den Augen lassend.

Der nackte Körper der Frau interessierte ihn nicht. Für ihn zählte einzig und allein das glatte Gesicht.

Und natürlich das Lächeln, das jetzt widerlich und kalt ihre Lippen kerbte.

Ihm fiel auf, daß die Augen jetzt wieder normal geöffnet waren. In ihrer Lage schaute sie zur Decke, als gäbe es dort etwas ganz Besonderes zu sehen.

Bill wußte nicht, was er tun sollte. Sie anfassen, sie ansprechen?

Heraus aus ihrer Trance holen?

Es wäre möglich gewesen, aber er mußte auch an Johnny denken und daran, daß ihm unter Umständen etwas passierte, wenn er die Frau aus ihrem Zustand löste.

Noch lächelte sie so verdammt falsch. Wie eine Puppe, die von ihrem Schnitzer einen bösen Gesichtsausdruck bekommen hatte, um andere Menschen zu erschrecken.

Bill hätte über seine eigene Hilflosigkeit schreien und fluchen können. Er wünschte sich ebenfalls die Kraft dieser Schamanin, doch ihm war es nicht möglich, einen Astralleib entstehen zu lassen und ihn auf Wanderschaft zu schicken.

Da bewegten sich die Lippen!

Anders als bei den Augen hatte es Bill diesmal sofort mitbekommen. Es war auch nicht nur ein Zittern gewesen. Die Lippen hatten sich bewegt wie bei einer Person, die etwas mitteilen wollte, was sie bisher lange zurückgehalten hatte.

Wollten sie sprechen? Oder suchten sie noch nach den richtigen Worten?

Bill wartete.

Es verstrich Zeit, die dem Reporter natürlich extrem lang vorkam. Er fühlte sich jetzt sehr körperbetont. Alle Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Er wußte genau, daß etwas passieren würde, es brauchte nur mehr den nötigen Anstoß zu geben.

Er hatte sich nicht geirrt.

Imelda sprach!

Es geschah so plötzlich, daß selbst der Reporter erschrak. Er bekam große Augen, hielt die Luft an und konzentrierte sich.

Aber das war nicht ihre Stimme.

Fremde Stimmen drangen aus ihrem Mund. Sie gehörten jüngeren Menschen, das bekam Bill schon mit.

Zum erstenmal hörte er auch Worte und verstand Fragmente irgendwelcher Sätze.

Er hörte zu.

Und so erfuhr er das Schreckliche. Die beiden fremden Stimmen unterhielten sich über Johnny, seinen Sohn…

***

Sheila hatte recht behalten. Von dieser Richtung aus, die wir fahren mußten, um den Weg der Jungen nachzuvollziehen, gelangten wir mit dem Auto nicht zum Friedhofseingang. Da hätten wir schon von der anderen Seite her kommen müssen, denn der Weg war für ein Auto zu schmal. Unter Umständen hätte ich den Rover noch hineingeschoben, aber zwei fest im Boden verankerte Pfosten zu Beginn des Wegs hatten dies unmöglich gemacht.

Also hielten wir an und stiegen aus.

Ich hörte Sheila tief ausatmen, als sie den Wagenschlag hinter sich zugeworfen hatte, und fragte natürlich nach dem Grund, sie aber schüttelte nur den Kopf.

»Willst du nichts sagen?«

Wir trafen uns vor der Kühlerhaube. »Nein, John, nicht jetzt. Ich habe nur das Gefühl, daß uns etwas Schreckliches bevorsteht.« Sie

schüttelte sich und konnte die Tränen nicht zurückhalten. Für einen Moment lehnte sich Sheila gegen mich, bis sie sich wieder gefangen hatte und sich sogar entschuldigte.

Ich versuchte sie zu beruhigen. Sprach davon, daß wir keine Beweise dafür hatten, was Sheila aber nicht akzeptieren wollte. Sie baute mehr auf ihr Gefühl als Mutter.

Ich hakte mich bei ihr unter, als wir den schmalen, dunklen Weg betraten. An der linken Seite lag der Friedhof, abgeschirmt durch eine Mauer, wie es früher üblich gewesen war. Über den Rand der Mauer hinweg erstreckten sich die Zweige der Büsche. Sie sahen aus wie lange, dunkle Finger. Wenn der Wind sie streifte, bewegten sie sich, als wollten sie uns begrüßen.

Still war es. Grabesstill. Nicht mal der Schrei eines Käuzchens war zu hören.

Sollten wir uns darüber freuen, daß sonst nichts zu hören war? Ich wußte es selbst nicht und konzentrierte mich auf den Schein der einsamen Lampe. Sie stand am Eingang des Friedhofs. Weshalb sie noch leuchtete, wußte ich nicht, aber ich war froh darüber, so hatten wir einen Orientierungspunkt.

Sheila ging schneller. Sie hatte es sehr eilig. Dabei schleiften ihre Sohlen über den Boden. Hin und wieder mußte ich sie halten, sonst wäre sie noch gestolpert oder auf dem leicht feuchten Untergrund ausgerutscht.

Das Licht zeigte uns auch das Ende des schmalen Wegs an. Gesehen oder entdeckt hatten wir nichts. Diese Umgebung lag eingebettet in einer nächtlichen und natürlichen Ruhe.

Vor dem offiziellen Eingang sah es so aus wie bei unzähligen anderen Friedhöfen auch. Sogar einen Blumenladen gab es. Er lag rechts von uns. Gegenüber aber lag der normale Eingang. Ein Gittertor, das in eine Mauer eingelassen war.

Wir sahen es zugleich.

Aber nur Sheila schrie auf.

Sie hatte die drei abgestellten Fahrräder entdeckt und auch das ihres Sohnes Johnny erkannt. Sofort löste sie sich von mir. Dann lief sie auf das Rad zu, umfaßte es wie jemand, der es nicht mehr loslassen wollte.

Als wäre das Rad der Ersatz für Johnny geworden. Ich hörte sie auch stöhnen, während sie sich vergeblich nach dem Jungen umschaute.

Ich ging zu ihr und legte meine rechte Hand auf die ihre. »Jedenfalls wissen wir jetzt, wohin sie gefahren sind und wo sie sich möglicherweise noch aufhalten.«

Meine Worte hatten Sheila etwas beruhigen sollen, doch das Gegenteil trat bei ihr ein. Sheila wurde übernervös.

»Auf dem Friedhof, John. Meine Güte, was wollen sie hier?«

»Ich kann es dir noch nicht sagen.«
»Aber wir gehen hin, nicht?«
»Sicher.«
»Und ich auch«, flüsterte sie. »Du wirst mich nicht zurückhalten können. Diesmal nicht.«
»Das hatte ich auch nicht vor.«
Sheila war nicht mehr zu halten. Selten hatte es wohl eine Frau dermaßen zu einem Friedhof gedrängt wie Sheila. Sie konnte nicht länger warten, hatte das Tor schon vor mir erreicht und es auch geöffnet.
Sheila betrat das Gelände. Ich schaute noch gegen ihren Rücken. Bereits nach wenigen Schritten blieb sie stehen. Sie drehte sich. Dabei blickte sie sich unsicher um.
Es war nichts zu hören. Auch in der Stille drangen keine Stimmen an unsere Ohren. Wir hätten sie hören müssen, auch wenn weiter von uns entfernt gesprochen wurde.
Allerdings war der Friedhof dicht bewachsen, und dieser natürliche Wuchs dämpfte den Schall.
Sheila war ratlos geworden. Sie blickte zur kleinen Leichenhalle hinüber, die so aussah, als würde sie bald zusammenfallen.
»Wir müssen sie durchsuchen, nicht?« Ihre Stimme zitterte bei dieser Frage leicht.
»Ja, das müssen wir wohl.«
Die Finger der Rechten krallten sich in meinem Jackenärmel fest. »John, bevor wir das tun, möchte ich deine ehrliche Meinung wissen. Was könnte Johnny und seine beiden Freunde auf dieses Gelände getrieben haben?«
»Ich weiß es nicht.«
»Hast du denn keinen Verdacht?«
»Nein, Sheila, im Moment nicht. Es ist alles verschwommen, was nicht nur an der Dunkelheit liegt.«
Sie gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. »Ob er Gräber öffnet? Ob er dann etwas ganz Schlimmes tun wird?« Sie sprach nicht aus, was sie dachte, aber ich konnte es mir ausmalen.
»Wir blieben auf jeden Fall zusammen«, sagte ich, weil ich Sheila nicht allein gehen lassen wollte.
»Das hatte ich auch vorgehabt.«
Sie hielt mit mir Schritt. Das Leichenhaus wollten wir uns jetzt nicht anschauen. Wir interessierten uns mehr für die Grabsteine. Dazwischen gab es unterschiedlich breite Wege, sie durchschnitten das Gelände wie starre Arme.
Ich ließ meine Lampe noch stecken, weil ich nicht auf uns aufmerksam machen wollte. In der Finsternis war auch ein schwaches Licht weit zu sehen.

Die Stille war nicht gut. Zumindest nicht für Sheila, die noch nervöser wurde. Sie schaute auch immer wieder forschend in die Düsternis. Wir hatten uns für den breiten Weg entschlossen. Er war wohl der Weg, der den Friedhof in zwei Hälften trennte. Die Hauptachse.

Die Kreuze und Grabsteine blieben stumm. Selbst die Symbole des Christentums wirkten in der Nacht unheimlich und bedrohlich. Das erinnerte mich wieder an mein Kreuz. Es hatte sich nicht »gemeldet«. Es war keine Erwärmung zu spüren gewesen, doch darauf gab ich nichts, denn nicht immer spielte mein Kreuz eine Hauptrolle.

Großartig weitergekommen waren Sheila und ich bei unseren Ermittlungen nicht. Einiges wies darauf hin, daß es bei diesem Fall keine Lösung gab.

Sheila bewegte ihre Arme, als wollte sie etwas fangen. »Sie sind hier, John, ich spüre es. Sie müssen einfach hier auf dem Friedhof sein.« Sie reckte ihr Kinn nach vorn und wirkte fast wie ein Tier, das Witterung aufgenommen hatte.

Möglich war viel. Ich wollte nichts Falsches sagen und hielt mich mit einer Antwort zurück. Aber es gefiel mir immer weniger, durch die Dunkelheit zu laufen, ohne etwas zu sehen oder überhaupt die Chance zu haben, Spuren zu entdecken. Da mußte meine kleine Leuchte einfach Abhilfe schaffen.

Ich wollte sie hervorholen. Dazu kam es nicht mehr. Meine Hand blieb in der Tasche »kleben«. Ich selbst ging keinen Schritt mehr weiter, und auch Sheila war stehengeblieben.

Wir hatten etwas gehört.

Ein Lachen.

Kalt und böse hatte es geklungen, aber trotzdem wußten wir, wer da gelacht hatte.

Johnny Conolly!

***

»Wo ist er denn jetzt?«

»Keine Ahnung.«

»Aber er hat uns zugewinkt.«

»Habe ich auch gesehen.«

»War das wirklich Johnny?«

»Wer sonst?«

»Weiß nicht. Warum ist er dann nicht stehengeblieben? Oder siehst du ihn?«

»Nein.«

»Was machen wir?«

»Wir gehen weiter.«

»Da ist er nicht.«

»Den finden wir schon.«

»Ich glaube, der will uns reinlegen. Der hat irgend etwas vor, das spüre ich.«

»Sei doch kein Feigling, verdammt! Du stellst dich wirklich an wie eine Memme.«

»Ich habe keine Lust, was auf den Kopf zu kriegen. Johnny ist doch nicht mehr normal.«

»Das sind wir auch nicht, wenn wir in der Nacht über den scheiß Friedhof schleichen.«

Bill Conolly hatte mit offenem Mund zugehört. Nicht oft in seinem Leben war er dermaßen erstaunt gewesen wie in diesem Fall. Er konnte es nicht erklären, aber die Stimmen der beiden Jungen waren für ihn deutlich zu hören gewesen, obwohl sich die zwei nicht in seiner Nähe befanden, sondern in einem anderen Erdteil, in Europa.

Der Reporter wußte nicht, wie er und woran er denken sollte. Seine Gedanken schweiften ab. Sie drehten sich einzig und allein um die Stimmen, und tief in seinem Gehirnwinkel wurde ihm plötzlich bewußt, daß er die Stimmen kannte.

Aus London. Aus seinem Haus. Sie gehörten zwei Freunden seines Sohnes.

Johnny hatte die beiden schon öfter mit nach Hause gebracht, wobei Bill jetzt verzweifelt über die Namen nachdachte, die ihm nicht einfallen wollten.

Bis es dann »klick« machte.

Die Jungen hießen Tim und Mike. Beide gingen zusammen mit Johnny in eine Klasse.

Es war das wirklich Verrückte an dieser Lage, daß Dinge zu ihm hintransportiert wurden, die so weit entfernt waren. Rational konnte Bill es nicht verstehen. Um das zu akzeptieren, brauchte man schon einen gehörigen Schuß Phantasie und mußte sich mit Dingen auseinandersetzen, die jenseits des Begreifbaren lagen.

Die Stimmen waren verstummt. So bekam Bill Zeit, sich wieder um die Schamanin zu kümmern. Sie hatte ihre Lage nicht verändert. Der Mund stand offen, die Arme lagen wie zwei polierte Stöcke rechts und links an ihrem Körper. Das Gesicht war nach wie vor in das von der Decke herabfallende Licht getaucht, wobei die maskenhafte Starre überhaupt nicht gewichen war.

Nach wie vor wirkte es so ungewöhnlich hölzern mit einer wie glatt polierten Haut.

Was soll ich tun? fragte er sich.

Er war begierig darauf, zu erfahren, wie es weiterging. Der Astralleib dieser Person mußte all das mitbekommen haben, von dem der Mund gesprochen hatte. Er hatte also die Empfindungen zuerst in Gedanken und danach in Worte umsetzen können, was Bill auch weiterhin für

ein Phänomen hielt. Beide hatten sich über seinen Sohn unterhalten. Sie mußten in seiner Nähe sein, ohne ihn jedoch gesehen zu haben, und auch Johnny schien sie noch nicht entdeckt zu haben, jedenfalls hatte nichts in ihren Gesprächen darauf hingewiesen.

Auf der anderen Seite nahm Bill dies auch als ein positives Zeichen auf.

Die Schamanin hatte von Johnny, dem Mörder, gesprochen. Nach seiner Erfahrung konnte sich Bill vorstellen, wer Johnnys Opfer sein sollten. Die eigenen Klassenkameraden.

Sie lebten.

Noch, dachte Bill, denn die beiden hatten seinen Sohn bisher nicht entdeckt.

Und sie hielten sich auf einem Friedhof auf. An einem Ort des Todes.

Ideal zum Sterben.

Das letzte Wort setzte sich in Bills Kopf fest. Es marterte ihn. Er wollte nicht, daß jemand starb. Nicht sein Sohn und auch nicht dessen Schulfreunde.

Und sie war schuld!

Sie lag vor ihm. Sie war eine Schamanin. Sie gehörte zu den wenigen auf der Welt. Erst wenn sie ausgeschaltet war, hatte Johnny wieder seine Ruhe.

Er starrte sie an und beugte sich dabei vor. Bill bemühte sich, das Zucken der Hände zu unterdrücken, denn am liebsten hätte er die Frau erwürgt, so geladen war er. Er wußte selbst noch nicht, was er tun sollte.

Daß er etwas unternehmen mußte, war ihm allerdings klar. Die einfachste Möglichkeit war es, die Schamanin aus ihrem Zustand herauszureißen und ihr Fragen zu stellen.

Bill schaffte es nicht mehr, denn abermals riß der Bann. Wieder bewegte sich der Mund, und plötzlich fing sie an zu reden.

Nein, nicht sie.

Diesmal war es eine andere Stimme, die Bill noch besser kannte. Sein Sohn Johnny sprach…

***

Tim sagte nichts mehr. Er kam gegen Mike nicht an. Für ihn war es auch ein Scheiß-Friedhof, über den sie schlichen. Sie hatten sich bewußt lauter unterhalten, um auch von Johnny gehört zu werden. Er mußte einfach erfahren, daß er von zwei Freunden gesucht wurde. Um so mehr wunderte es sie, daß er sich nicht meldete. Mochte er im Kino auch so komisch reagiert haben, hier war es nicht nötig.

Auf jedem Friedhof gibt es Kreuzungen, wo Wege aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen. Hier war es nicht anders. Die Jungen erreichten eine derartigen Kreuzung, ohne jedoch einen Erfolg erreicht

zu haben. Das ungefähr mußte auch der Ort gewesen sein, wo Johnny für einen kurzen Moment erschienen war.

Jetzt war er nicht mehr da. Sie standen sich allein gegenüber. Geschützt durch dichtes Buschwerk an der Vorderseite. Die anderen waren mit Gräbern belegt, auf denen sich Kreuze und Steine abmalten, hin und wieder leere Blumenschalen standen, ansonsten aber die dichte Finsternis vorherrschte.

»Hier war es!« behauptete Mike jetzt. Seine Stimme war nur ein Flüstern.

»Aber er ist nicht da!«

»Weißt du das genau?«

»Dann würden wir ihn sehen!«

»Quatsch mit Soße! Er kann noch hier in der Nähe sein. Er hält sich nur versteckt und beobachtet uns.«

Das gefiel Tim ebenfalls nicht. Seine Furcht nahm zu, auch die zweite Haut auf seinem Rücken. Er wollte etwas sagen, aber das nicht weit entfernt aufklingende Rascheln ließ ihn schon im Ansatz verstummen.

Das war nicht alles, denn aus dieser Richtung hörten Mike und Tim plötzlich das häßliche Gelächter ihres Freundes Johnny.

Jetzt wußten sie Bescheid!

***

Aber sie rührten sich trotzdem nicht. Die plötzliche Veränderung des Geschehens hatte sie stumm werden lassen. Beide lauschten dem Lachen.

Es bellte noch einmal auf, als wollte es den Jungen genau erklären, wo sie zu suchen hatten, dann war auch kein Echo mehr zu hören. Die Stille kehrte zurück.

Mike hatte sich als erster gefaßt. »Das ist er gewesen«, sagte er und nickte bestätigend. »Das war Johnny. Es gibt keine andere Möglichkeit. Kein Irrtum.«

Tim wußte es auch. Trotzdem fragte er: »Na und?«

»Wir gehen zu ihm.«

Tim gefiel die Antwort nicht. Er verkrampfte sich. Seine Hände bildeten bereits Fäuste. So blieb er starr auf dem Fleck stehen und schaute dorthin, wo das Lachen aufgeklungen war. Er konnte noch immer nicht so recht daran glauben, daß es Johnny war, der sie gesehen und dann ausgelacht hatte. So jedenfalls war ihm diese Botschaft vorgekommen.

Tim gestand sich ein, daß er sich vor dem Lachen mehr fürchtete als vor dieser unheimlichen Umgebung.

Mike merkte schon, was mit seinem Freund los war. Tim wollte nicht so recht, und Mike hatte keine Lust, ihn erst großartig zu überreden.

Deshalb faßte er mit beiden Händen zu und zerrte seinen Freund

weiter.

Er wollte ihn dorthin schaffen, wo sie das Lachen vernommen hatten. Aber Tim stemmte sich gegen den Griff.

»He, was hast du?«

»Da stimmt was nicht.«

»Weiß ich selbst, verdammt! Aber ich will wissen, was da nicht stimmt. Okay?«

»Nein, das ist nicht okay.« Tim schüttelte den Kopf. »Johnny ist anders geworden, das spüre ich. Er ist nicht mehr der, den wir kennen. Hast du nicht sein Gelächter gehört? So hat er noch nie gelacht, kann ich dir sagen, noch nie.«

»Weiß ich.«

»Trotzdem willst du hin?«

»Wir müssen ihm helfen.«

Das wollte Tim auch, nur hatte er Angst. Er schaute noch immer in dieselbe Richtung. Er wollte seinen Freund ja nicht im Stich lassen, aber er traute sich kaum, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Er rechnete mit einer bösen und auch gefährlichen Überraschung. Johnny tat ihnen auch nicht den Gefallen, sich zu zeigen. Er blieb in seiner Deckung, zusätzlich noch geschützt durch die Dunkelheit, als hätte er ihnen eine Falle gebaut.

Die beiden Jungen hatten sehr schnell bei ihrer Unterhaltung gesprochen.

Es war kaum eine Minute vergangen, und Mike wollte nicht mehr länger bleiben.

Er schob seinen Freund endlich vor. Erwischte ihn auf dem falschen Fuß stehend, so daß Tim nicht anders konnte, als sich ebenfalls in Bewegung zu setzen. Dabei ging er längst nicht locker, sondern steif wie ein Brett.

Sein Gesicht war starr. Er fing an zu zittern und hoffte, daß es Mike nicht merkte.

Der aber hatte andere Sorgen. Natürlich gefiel ihm die Entwicklung nicht. Aber er hatte nun mal in den sauren Apfel gebissen und wollte den Rest ebenfalls schlucken.

Die Jungen hatten den Weg ebenfalls verlassen und marschierten jetzt querfeldein. Vorbei an den kalten Grabsteinen und Kreuzen, die aussahen, als wären sie eingefroren.

Zweige kratzten wie gekrümmte Nägel über ihre Kleidung. Laub wischte daran entlang. Sie spürten die leichten Berührungen der Spinnweben, denn fast überall hingen die dünnen Netze zwischen Geäst und Blättern.

Die Jungen atmeten nur flach. Sie konzentrierten sich. Jeden Schritt setzten sie vorsichtig, aber sie konnten nie lautlos laufen. Immer knirschte oder raschelte es irgendwo. Normale Geräusche. Tagsüber

längst nicht so deutlich zu hören wie in der Stille der Nacht.

»Johnny?« Mike hatte es nicht mehr aushalten können. Er mußte sich einfach bemerkbar machen.

Tim gefiel es nicht. Er hielt den Atem an. Worte steckten in seiner Kehle fest. Er traute sich nicht, sie auszusprechen. Die Furcht war zu mächtig geworden.

Johnny schwieg, als wäre er gar nicht da. Darauf hoffte Tim, aber die Hoffnung zerbrach, denn das Lachen - jetzt leiser - bewies ihm das Gegenteil.

Er war noch da. Und er wartete auf sie. Versteckt hinter einer Deckung, die als Buschreihe quer zu den Gräbern stand, nicht sehr hoch war, aber doch ziemlich dicht. Beide Jungen mußten dieses Hindernis erst überwinden. Tim ließ Mike dabei vorgehen, der ihm den Weg bahnte.

Dahinter lagen ebenfalls Gräber, die aber nicht mit so teuren Steinen geschmückt worden waren. Hier glich das Gelände eher einem Acker. Die Hecken waren völlig verschwunden. Dafür hatten die Bäume mehr Platz, um sich ausbreiten zu können. Sie standen dort wie mächtige Beine.

Groß und beherrschend.

Dafür hatten die beiden Jungen keinen Blick. Statt dessen sahen sie ihren Freund Johnny.

Er stand wie ein Feldherr zwischen zwei Gräbern auf einem sehr schmalen Pfad. Die rechte Hand hatte er auf das Griffende einer Spitzhacke gelegt. Deren Eisen steckte im Boden. Johnny wirkte wie ein junger Totengräber, der gerade eine Pause machte, seine Arbeit unterbrochen hatte.

Es gab kein künstliches Licht. Auch der Schein der Gestirne hielt sich zurück.

Trotzdem sahen Mike und Tim genug, um das Gruseln zu lernen.

Auf sie wirkte Johnny so fremd. Mehr wie ein düsterer Todesbote, trotz der helleren Gesichtshaut, die sich von dem dunklen Hintergrund ziemlich deutlich abhob.

Er sprach sie nicht an, aber er lächelte über die Gräber hinweg. Tim und Mike wußten nicht, was sie sagen sollten. Keiner von ihnen war je mit einer derartigen Situation konfrontiert worden. Sie kamen damit einfach nicht zurecht.

Johnny nahm ihnen das Reden ab. »Toll, daß ihr gekommen seid. Finde ich echt gut.«

»Ja«, erwiderte Mike leise. »Wir sind jetzt hier.« Er holte Atem und suchte nach Worten, während Tim nur neben ihm stand und ihren gemeinsamen Freund und Klassenkameraden anschaute. »Wir haben dich auch gesucht, Johnny. Ehrlich.« Scheiße, dachte er und suchte nach Worten. Was soll ich ihm denn sagen? »Wir haben uns Sorgen

gemacht. Du warst plötzlich weg. Einfach so.«
»Das stimmt.«
Mike war froh, eine Antwort erhalten zu haben. »Wir mußten ja auch weg, verstehst du? Wir dachten uns schon, daß du hier vorbeifahren würdest. Ist ja eine Abkürzung. Dann haben wir dein Rad gesehen und wußten Bescheid.«
Johnny hob die Schultern. »Ich habe gehofft, daß ihr kommt. Ich habe richtig gewartet.«
Tim hatte seine Sprache wiedergefunden. »Aber warum hast du das denn getan?«
Johnny hob die Schultern. »Mir ist einfach danach gewesen.«
»So plötzlich?«
»Ja.«
»Hier auf den Friedhof zu gehen?«
»Sonst wäre ich ja nicht hier.«
»Aber was willst du hier? Das ist doch - das ist doch bescheuert.«
»Für mich nicht.«
»Ehrlich?« flüsterte Tim. Er wußte auch nicht, was er noch fragen sollte.
Deshalb warf er Mike einen hilfesuchenden Blick zu, aber auch der schien die Sprache verloren zu haben.
»Ihr wundert euch, nicht?« fragte Johnny.
Beide waren froh, daß sie antworten konnten. Sie nickten auch, was Johnny zu einem Lachen veranlaßte, bevor er es ihnen erklärte. »Man hat mich geführt, versteht ihr? Man hat mich hergebracht. Ich habe eine Beschützerin bekommen. Eine Unsichtbare, die immer bei mir ist. Sie ist nicht zu sehen, weder für mich noch für euch. Aber sie ist da, das versichere ich euch.«
Tim und Mike hatten zugehört. Obwohl von einer unsichtbaren Person gesprochen worden war, drehten sie die Köpfe, weil sie die Umgebung absuchen wollten, aber da war nichts. Sie und Johnny blieben allein in der Dunkelheit.
»Was hat sie denn noch gesagt?« hauchte Mike. »Vieles.«
»Kennst du sie?«
Johnny nickte. »Ja, sie hat einen Namen. Sie heißt Imelda. Sie ist ein Geist. Sie steckt in mir. Oder ist um mich herum, aber sie ist da, ich spüre sie.«
»Wo kommst sie denn her?« hauchte Tim, dem es allmählich wieder unheimlich zumute war.
»Von weit weg.«
»Wieso?«
»Nicht aus Europa. Mein Dad hat sie besucht. Er ist jetzt bei ihr und kriegt alles mit. Das weiß ich auch.«
»Aber sie ist doch in deiner Nähe. Wie kann dein Vater bei ihr sein?«

keuchte Tim. In seinen Worten klang bereits die Verzweiflung mit durch.

»Weil sei einmal sieht-und einmal unsichtbar ist«, erklärte Johnny, als wäre es die natürlichste Sache der Welt. Er drehte den Kopf und blickte vor seine Füße.

»Willst du denn mit?«

»Später, Mike.«

»Und davor?«

»Muß ich noch was tun.«

»Was denn?« Mike wollte witzig sein und fragte deshalb: »Willst du den Boden aufhacken und jemanden aus dem Grab holen? Willst du mit einem Toten spielen?«

Johnny lachte kichernd. »Gut hast du gefragt. So genau kommt es nicht hin, aber in etwa schon.«

»Wie denn?«

»Ich weiß es noch nicht, aber sie wird mich leiten. Sie wird dafür sorgen.«

Mike wollte auf Nummer Sicher gehen. »Du sprichst jetzt wieder von dieser Imelda?«

»Klar.«

Er streckte den Kopf vor. »Was will sie tun?«

Johnny gab ein leises Lachen von sich. »Das weiß ich eben nicht genau, aber ich kann es mir schon denken, und ich weiß auch, daß es euch nicht gefallen wird.«

»Sie ist schlimm, nicht?« fragte Tim.

Er konnte sehen, wie Johnny grinste. »Was meinst du denn damit?«

»Gefährlich?«

Johnny amüsierte sich. »Ja, so kann man es sehen. Es kommt immer darauf an, für wen sie gefährlich ist. Für mich nicht. Ich bin ihr Schützling. Ich spüre sie.«

»Kannst du Geister spüren?«

»Ich schon.«

»Wie denn?« flüsterte Tim.

»Ihr werdet es bald erleben. Ich glaube, sie mag euch nicht. Sie will etwas, und das ist nicht gut für euch.«

»Dann werden wir lieber gehen. Wir wissen ja jetzt, wo du bist. Obwohl keiner von uns das begreifen kann. Ich will nicht länger hier auf dem Friedhof bleiben. Deiner Mutter können wir ja sagen, wo wir dich gesehen haben.«

»Nein!« Johnny hatte sehr hart und auch laut gesprochen. Beide zuckten zusammen. Selbst Mike, der sich in der letzten Zeit sehr still verhalten hatte, bekam kein Wort heraus. Auch ihn hatte diese verdammte Stimme stumm gemacht, denn das war nicht Johnnys Organ gewesen, obwohl er selbst gesprochen hatte, aber der Klang

war leicht kreischend und wütend gewesen. So wurden Tim und Mike vorsichtig. Sie konnten sich beide denken, daß auf sie etwas Besonderes zukam.

Keiner sprach.

Sie warteten ab.

Sie schauten Johnny an, der den Kopf gesenkt hielt, als wäre er dabei, auf dem Boden etwas zu suchen. Er stand zwischen zwei Gräbern. In der näheren Umgebung fanden sich noch mehrere Grabstätten, und beide Jungen konnten sich vorstellen, wie sich plötzlich die Erde bewegte und sich die bleichen Leichen aus den Gräbern erhoben. In den entsprechenden Filmen hatten sie so etwas schon gesehen. Jetzt erhielt der Friedhof für sie noch das Flair des Grauens.

Zum Glück rührte sich vor ihren Füßen nichts. Es blieb alles ruhig. Bis auf Johnny.

Er faßte auch mit der anderen Hand zu und umklammerte jetzt mit allen Fingern den Griff der Spitzhacke. Dabei stieß er ein Geräusch aus, das zwischen Lachen und Flüstern lag. Eine Erklärung folgte prompt.

»Schaut genau hin. Ich tue nichts. Alles geht von allein, von ganz allein…«

Die Freunde konnten es nicht begreifen. Für sie sah es so aus, als wäre Johnny dabei, die Spitzhacke anzuheben, aber nur auf den ersten Blick.

Als sie sich intensiver auf die Bewegung konzentrierten, da fiel ihnen schön auf, mit welch einer spielerischen Leichtigkeit Johnny das doch schwere Werkzeug anhob, als gäbe es tatsächlich eine Kraft, die seine Arme führte.

Tim und Mike bewegten sich nicht. So etwas hatten sie noch nicht erlebt!

Johnny schwang nun die Spitzhacke noch und legte den Griff auf seine Schulter. Es sah aus, als wollte er sich mit dem Werkzeug in Bewegung setzen, um zu einem anderen Grab zu gehen.

»Wir sollten jetzt besser verschwinden«, flüsterte Mike seinem Freund zu. Von seiner Forschheit war nicht mehr viel übriggeblieben. Er kam sich eher vor wie jemand, dem allmählich der Brustkorb zu eng und die Luft abgeschnürt wurde.

»Nein, ihr bleibt!«

Johnny hatte die Worte gehört, und bei ihm regte sich plötzlich Widerstand.

Er starrte sie an. In der Dunkelheit wirkten seine Augen noch kälter, und er faßte die Hacke wieder mit beiden Händen an. Es sah so aus, als wollte er sie jeden Augenblick von seiner Schulter reißen und damit auf die Freunde losgehen.

Die Hacke blieb auf der Schulter liegen, aber er selbst veränderte seinen Standort. Mit einem Schritt nach rechts drehte er sich gleichzeitig zur Seite, damit er näher an die Klassenkameraden herankam. Sein Gesicht war nur mehr eine harte Maske. In den Augen lag ein schon unheimlicher Glanz, und auch Tim und Mike fiel diese Veränderung auf.

Allmählich bekamen sie Furcht vor ihrem Freund.

Hatte er sich so verändert? Oder war es die andere Kraft in ihm, die dafür sorgte?

Jedenfalls betrat er das Grab, stieß noch eine kleine Blumenvase um und kam immer näher.

»He!« Mike ging zurück und streckte zugleich seine Arme vor. »Was soll das bedeuten?«

»Ich will euren Tod!«

In einer anderen Situation und auch in einer anderen Umgebung hätten sie noch darüber gelacht. Aber nicht jetzt. Da waren sie plötzlich still geworden. Beide spürten, daß Johnny nicht bluffte. Es war das plötzliche Wissen, das sie überfallen hatte, und sie kamen sich vor wie in einem Gefängnis. Eingesperrt. Sie fingen an zu zittern, obwohl sie auf dem Fleck standen. Der Schweiß brach ihnen aus. Plötzlich war ihre Sicherheit verschwunden. Sie hatten geglaubt, großartig zu sein. In der Klasse und auch hier in der Freizeit waren sie die Könige, doch auf dem dunklen Friedhof hier konnten sie das alles vergessen. Hier regierte nur einer, das war eben Johnny mit der Hacke.

In seiner Hand sollte sie zu einem tödlichen Instrument werden. Da war es schon fast egal, ob er sie töten würde oder ob er einer anderen Kraft gehorchte.

Mike warf seinem Freund Tim einen Blick zu. Der war noch nicht zurückgegangen.

Er stand auf der Stelle und starrte Johnny mit weit aufgerissenen Augen an. Er war ja sein Freund, aber in diesen Augenblicken hatte sich der Freund in ein Monster verwandelt, das nichts anderes als ihren Tod wollte.

Noch lag die Hacke mit dem langen Holzgriff auf seiner Schulter. Aber Johnny hielt sie schon mit beiden Händen fest. Ein Zeichen, daß er sehr bald damit zuschlagen würde.

»Hau ab, Tim!«

Der Junge schüttelte den Kopf. Er hatte Mikes Warnung gehört, aber er ignorierte sie. Er konnte einfach nicht glauben, daß ihn sein Freund Johnny mit der verdammten Spitzhacke umbringen wollte. Das wollte nicht in seinen Kopf. Er bewegte die Lippen, aber er konnte Johnny nicht stoppen. Außerdem wußte er nicht, was er ihm noch sagen sollte. Es war einfach alles zu schlimm geworden.

Und Johnny tat den nächsten Schritt!

Da endlich ging Tim zurück. Es war ein reiner Reflex gewesen, aber es war gut, daß er so reagiert hatte, denn im selben Augenblick nahm Johnny die Hacke von seiner Schulter und hob das verdammte Instrument an.

Er schwang es in die Höhe. Beide Arme streckte er dabei. Die Hacke schwebte jetzt über seinem Kopf. Das Metall war an der Vorderseite blank, trotz der Dunkelheit schimmerte es für einen Moment auf, als wäre es ein Spiegel.

Johnnys Gesicht verzerrte sich. Es wurde zu einer schrecklichen Fratze.

Nein, das war nicht mehr sein Gesicht. So sah einer aus, der kurz vor dem Durchdrehen stand.

Er schlug zu.

Mike brüllte und rammte beide Hände gegen den Körper seines Freundes Tim.

Der hatte mit dem Schlag nicht gerechnet und zudem keinen festen Stand gehabt. Deshalb kippte er zu Boden. Er fiel hin wie ein umgestoßenes Brett, und das war sein Glück.

Die Spitzhacke traf ihn nicht, sondern wuchtete an ihm vorbei und hieb in den weichen Boden hinein, nur eine Handbreit von Tim entfernt. Einmal hatte er Glück gehabt. Beim zweitenmal bestimmt nicht, denn Johnny wollte weitermachen.

Mit einer ruckartigen Bewegung zerrte er die Hacke wieder aus dem Erdreich hervor…

***

Johnny ein Mörder! Mein Sohn ist ein Mörder!

Bill Conolly konnte und wollte es einfach nicht glauben, aber die Tatsachen sprachen gegen ihn. Er hörte tatsächlich die Stimme seines Sohnes aus dem Mund der in Trance liegenden Schamanin, die redete, ohne die Lippen zu bewegen. Und immer wieder mußte sich Bill anhören, was da ablief. Das war einfach nicht zu fassen. Er hatte auch die Stimmen der anderen Jungen vernommen, doch die waren von der seines Sohnes überlagert worden, denn jetzt gab es nur noch Johnny, der redete und alles an sich gerissen hatte.

Nein, das war nicht Johnny. Das war nur sein Körper. Er war nicht mehr als eine Marionette unheimlicher Kräfte. Er war jemand, der an unsichtbaren Bändern hing und von anderen Mächten geführt wurde, so daß er alles Menschliche über Bord werfen mußte, denn tun konnte er dagegen wirklich nichts.

Bill war ein Mensch, der die Materie kannte. Oft genug war er damit konfrontiert worden und deshalb tief in sie eingedrungen. Niemand brauchte ihn über diese Dinge aufzuklären. Doch die Theorie war die

eine und die Praxis die andere Seite. Hier erlebte Bill die Praxis, und zusätzlich war er noch selbst davon betroffen.

Seine Angst erlebte er als einen Panzer, der sich eng um seinen gesamten Körper gespannt hatte und auch das Innere nicht ausließ, denn er spürte den kalten Druck um sein Herz und auch um die Lunge herum. Sein Atmen wurde erschwert.

Johnny - sein Sohn - ein Mensch, der dicht vor seinem ersten Mord stand? Bill mußte es einfach glauben, denn die Worte aus Imeldas Mund waren sicherlich keine Lüge.

Aber auch die Schamanin war erregt. Noch lag sie unbeweglich auf dem Fleck. Ihre Haut jedoch zuckte hier und da, und das hölzern wirkende Gesicht war schweißnaß geworden.

Sie griff aus dem Unsichtbaren zu. Ein Astralkörper war nicht sichtbar, aber der ihre schaffte es, auch andere und vor allen Dingen unschuldige Menschen zu beeinflussen und sie zu Taten zu zwingen, die sie sonst nie in Erwägung gezogen hätten.

Bill zuckte zusammen, als er das Schaben hörte. Er schaute für einen Moment nach links. Dort hatte sich die Echse bewegt. Ihr Schwanz war über den Boden gestreift und hatte dieses Geräusch verursacht. Eine Warnung!

Bill steckte in der Klemme. Die Panik flutete in ihm hoch. Auf der einen Seite mußte er versuchen, Imelda aus ihrer Trance zu holen, um Johnny nicht zum Mörder werden zu lassen, so zumindest rechnete er sich die Dinge aus. Auf der anderen Seite aber wurde er von zwei unheimlichen Wächtern nicht aus den Augen gelassen, denn er zählte Corvatsch auch dazu, denn der im Prinzip harmlose Rabe war ebenfalls gefährlich.

Bill hörte Johnny noch immer sprechen. Die Worte bohrten sich in seinen Kopf, als wollten sie ihn foltern.

Dann wurde es plötzlich still.

Nichts mehr!

Bill ahnte Schreckliches.

Er zitterte. Noch saß er auf dem Stuhl, aber etwas war dabei, ihn hochzustemmen.

Wenn er die Untat seines Sohnes stoppen wollte, dann klappte das nur über Imelda.

Bei Bill Conolly war genau der Moment gekommen, wo er nicht mehr an das Krokodil und auch nicht mehr an den Raben dachte. Für ihn war der Vorhang gerissen, und er schnellte von seinem Platz in die Höhe. Er warf sich nach rechts. Aus seinem Mund drang ein keuchender Laut, und mit beiden Händen packte er Imelda, um die Frau von der Liege her in die Höhe zu reißen.

Das sah auch der Rabe. Bisher hatte er bewegungslos auf seinem Totempfahl gehockt.

Jetzt nicht mehr.
Er riß die Flügel hoch und startete…

***

Der Friedhof kam uns beiden vor wie eine dunkle Hölle. Wir hatten Johnny gehört, sein Lachen hatte zwar verändert geklungen, aber es war unverwechselbar gewesen, das wußten Sheila und ich genau. Nun kam es darauf an, den Jungen zu finden.

Es war kein sehr großer Friedhof, und es wäre bei Tageslicht auch kein großes Problem gewesen, aber hier in der Dunkelheit und weil das Gelände so dicht bewachsen war, kriegten wir schon unsere Schwierigkeiten, denn es schimmerte nicht ein Licht, das uns eventuell den Weg zum Ziel gewiesen hätte.

Ich hatte meine Lampe hervorgeholt, doch das wild wachsende Buschwerk, von keinem Gärtner gestutzt oder geschnitten, fing den hellen Lichtstreifen einfach ab, so hatten wir zunächst das Nachsehen.

Orientieren konnten wir uns nicht mehr, denn ein zweites, lautes Lachen war nicht aufgeklungen. Wir gingen nach vorn und konnten nur hoffen, uns nicht in der Richtung geirrt zu haben.

Sheila hielt sich dicht an meiner rechten Seite. Sie war unwahrscheinlich aufgeregt. Dabei sprach sie nicht, aber ihr heftiges Atmen, schon ein Keuchen, wies darauf hin.

Ich hielt sie fest. Ich zerrte sie über die Gräber hinweg. In diesem Moment spielte das keine Rolle. Auf Pietät konnten wir verzichten. Wir mußten nur so schnell wie möglich das Ziel erreichen, auch wenn die Hindernisse oft genug im Weg standen und wir die manchmal sehr klobigen und breiten Grabsteine erst im letzten Moment entdeckten. Bei einigen hatten wir nicht mehr ausweichen können. Ich zumindest war gegen sie gelaufen und hatte so manchen Fluch schlucken müssen.

Aber ich zerrte Sheila immer noch hinter mir her.

Es waren nicht nur die Grabsteine, die Hindernisse bildeten. Abseits der Wege und mitten im Gelände hatten wir große Mühe, uns durch die Büsche zu schlagen. Immer wieder bildeten sie dichte Wälle, die wir umgehen mußten; wegen dieser Umwege kamen wir nur langsam voran.

Bis wir Stimmen hörten.

»Da!« keuchte Sheila nur. Sie riß sich von meiner Hand los und blieb stehen.

Um sie anschauen zu können, mußte ich mich umdrehen. Ihr Gesicht zeigte eine gewisse Starre, die ihre Angst finden Moment hatte einfrieren lassen. Deshalb kam sie mir auch so fremd vor. Nur ihre Augen bewegten sich. Durch die wechselnden Blicke versuchte sie herauszufinden, wo sich die Sprecher aufhielten.

Das war nicht möglich.

Sie versteckten sich hinter den natürlichen Deckungen, die auch den Klang der Worte verzerrten, so daß wir so gut wie nicht erfuhren, was da gesprochen wurde.

»Das war doch Johnny - oder?«

Auf Sheilas bange Frage hin nickte ich.

»Und wo?«

»Komm jetzt!«

Sie ging noch nicht. Plötzlich hatte sie es nicht mehr eilig. Statt dessen gab sie mir zu verstehen, daß sie Angst hatte. Bei jedem Wort bewegte sie ihre Hände. Mal streckte sie die Finger aus, dann bildeten sie Fäuste und sie nickte auch.

»Damit kommen wir nicht weiter, Sheila!«

Sie ließ sich nicht beirren und blieb bei ihrer Meinung. »Ich habe fürchterliche Angst vor dem Unabwendbaren. Das mußt du doch verstehen, John. Es ist einfach grauenhaft.«

»Ja, ich weiß.«

»Denkst du denn so wie ich?«

Ihre Stimme hatte geflattert, und eine Antwort verschwieg ich ihr. Ich wollte sie nicht in Bedrängnis bringen, denn auch ich hatte allmählich den Eindruck daß sich Johnny in die falsche Richtung entwickelte, obwohl ich ihn noch nicht sah.

Er mußte gestoppt werden.

»Dann werde ich gehen, Sheila.«

Dieser Vorschlag gefiel ihr nicht. Ein kurzes Kopfschütteln, dann die Antwort. »Nein, John, nicht du allein. Ich werde bei dir bleiben. Ich muß einfach mit.«

»Dann aber los!«

Sheila hatte ihr Hindernis im Kopf überwunden. Plötzlich hielt sie nichts mehr. Ich mußte sie schon zurückhalten, denn sie wäre einfach losgerannt und…

Ein Schrei unterbrach meine Gedanken. Er stammte von einer relativ hellen Stimme. Eine Frau hatte ihn nicht ausgestoßen, eher ein Junge, und meine Sorgen wuchsen. Ob wir noch rechtzeitig kamen?

***

Bills Hände waren wie Klammern. Er drückte die Finger fest in das Fleisch der Schamanin. Für den Bruchteil einer Sekunde wunderte er sich sogar darüber, daß der Körper aus Haut und Muskeln bestand und nicht aus Holz, wie es den Anschein gehabt hatte.

Er zerrte die Frau hoch.

Sie war steif. Bill mußte Kraft aufwenden, aber er ließ sie wieder fallen, denn urplötzlich war der verdammte Rabe in seiner Nähe. Bill hatte die Geräusche der flatternden Flügel gehört. Eine Warnung im letzten Augenblick!

Bill duckte sich, ließ den Körper wieder los und drehte sich um.

Der Rabe stand flatternd und dicht über ihm. Bill konnte noch einen Blick in die kalten Augen erhaschen, dann hackte das Tier zu. Es kam ihm vor wie ein gewaltiges Monster. Als hätte es sich noch vergrößert.

Der scharfe Biß des Schnabels erwischte nicht Bills Kopf, sondern sein rechtes Ohr. Den Schmerz ignorierte er, und er hatte bereits versucht, nach dem Raben zu schlagen.

Bill erwischte Corvatsch mit der rechten Faust. Der Vogel bekam einen so heftigen Stoß und vielleicht auch einen Schock, daß er zu Boden flatterte. Er fiel wie ein Stein nach unten. Kurz bevor er aufschlug, bewegte er die Flügel, um wieder an Höhe zu gewinnen, denn er wollte erneut angreifen.

Bill war zurückgesprungen. Eine Waffe besaß er nicht. Nur seine Hände.

An die verdammte Echse wollte er nicht denken.

Der Rabe flatterte hoch.

Bill rammte seine Faust nach unten. Er traf den Kopf des Vogels, aus dessen Maul sich ein schon beinahe menschlich klingender Schrei löste.

Wieder fiel er nach unten und damit genau in einen Tritt hinein, den Bill blitzschnell geführt hatte.

Der Vogel war verletzt. Er flog zwar, aber es war etwas mit seinem rechten Flügel geschehen. Er lahmte. Corvatsch fand nicht mehr die Kraft, um einen erneuten Angriff aus der Luft zu starten. Er sackte bei jedem Versuch ab.

Bill sprang über seinen eigenen Schatten. Mit beiden Händen griff er zu.

Sein Ziel war groß genug und nicht zu verfehlen. Er bekam das Tier zu packen und hatte dabei so hart zugegriffen, daß er unter dem Gefieder ein knackendes Geräusch vernahm.

Dann tat er etwas, das ihm selbst zuwider war, doch eine andere Chance sah er nicht.

Der Rabe klemmte zwischen seinen Händen. Den Kopf hatte er nach oben gereckt, seinen Schnabel weit geöffnet, wie ein junger Vogel, der gefüttert werden sollte.

Aus dem Rachen drangen Schreie oder Laute, wie Bill sie noch nie bei einem Vogel gehört hatte.

Er mußte es trotzdem tun.

Sein Gesicht zeigte einen angewiderten Ausdruck, als er noch einmal zupackte und dabei auch die richtige Stelle erwischte. Es knirschte, und er fühlte sich verdammt unwohl, als er dem Raben den Hals umdrehte.

Dann warf er ihn weg.

Der Vogel fiel vor Bills Füße. Der Hals und der Kopf waren seltsam

verdreht und auch kleiner.
Bill kümmerte es nicht.
Imelda war wichtiger. Sie lag auf der Liege und befand sich noch immer in einer tiefen Trance. Sie erlebte die Botschaften mit, deren Bilder ihr der Astralleib schickte.
Bill wollte sie wecken. Mit Schlägen, durch Schreie, wie auch immer.
Aber sie durfte nicht länger in diesem Zustand bleiben und andere Menschen malträtieren.
Ob Krokodile knurren oder brummen können, hatte er bisher noch nicht erlebt. Aber er hörte schräg hinter sich ein derartiges Geräusch, drehte sich auf dem Absatz um - und sah die Echse.
Sie lag nicht mehr so still.
Sie hatte ihren mächtigen Körper angehoben und stemmte sich auf den kleinen Füßen ab.
So konnte sich das Tier am besten bewegen. Es hatte Hunger. Es wollte das Fleisch eines Menschen, und es hatte sein Maul weit aufgerissen, um Bill Conolly zu packen, zu zerbeißen und zu verschlingen…

***

»Johnny, du bist verrückt!«
Mike hatte seinen Freund angeschrien. Er war auch gehört worden, denn Johnny hatte die Hacke bereits hochgerissen, stoppte für einen Moment und drehte sich.
Tim lag noch am Boden, das Gesicht in die weiche Erde vergraben. Ob er etwas mitbekommen hatte, war für Mike nicht zu sehen gewesen. Er wollte nur versuchen, Johnny von seiner Untat abzuhalten, die er sich nicht erklären konnte.
Johnny Conolly stand noch immer da, als hätte ihn der Blitzschlag getroffen.
Er hielt seine Waffe sehr hoch. Sie zitterte nicht mal, aber die Spitze glänzte, und sicherlich sollte sie bald vom Blut des Opfers gefärbt werden.
»Hau ab!« schrie Mike. »Hau doch ab, verdammt!« Er konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Er hätte Johnny angreifen müssen, doch das traute er sich nicht, denn sein Freund stand unter einem fremden Einfluß. Er war nicht mehr er selbst, und er verfügte über Kräfte, mit denen Mike nicht zurechtkam.
Johnny ging nicht. Wenigstens traf er keine Anstalten, die unmittelbare Umgebung zu verlassen. Aber er hatte einen neuen Feind gefunden. Da brauchte Mike nur einen Blick in das blasse Gesicht mit den kalten Augen zu werfen, um zu wissen, was mit Johnny geschah.
»Du!« sagte er.
Dann ging er auf Mike zu.

Nicht mehr langsam wie bei seinem ersten Versuch, sondern schneller, die Spitzhacke über dem Kopf schwingend. Er war bereit, sie jeden Augenblick nach unten zu schlagen. Das wußte auch Mike. Kämpfen wollte er mit Johnny nicht. Er glaubte selbst nicht daran, daß es ihm gelang, seinem Freund die Hacke zu entwinden, also war es am besten, wenn er sich zurückzog und aus Johnnys unmittelbarer Nähe wegkam.

So konnte er ihn auch von Tim weglocken, der sich jetzt endlich wieder bewegte. Ob er die Gefahr schon erfaßt hatte, war nicht zu sehen.

Jedenfalls traf er Anstalten, von seinem Platz wegzukriechen.

Johnny kümmerte sich nicht mehr um ihn. Jetzt war der andere Gegner wichtiger.

Und Mike wußte nicht, wohin er sollte. Er hätte versuchen können, sich zu verstecken oder den Friedhof zu verlassen, aber er wollte seinen Freund Tim nicht im Stich lassen. Wenn ich jetzt wegrenne und schneller bin als Johnny, ist Tim eine Beute für ihn.

Mike dachte nicht mehr darüber nach, was mit Johnny passiert war. Hier ging es darum, zwei Leben zu retten. Das war auch kein Kino, sondern die verdammte Wirklichkeit.

Johnny kam ihm nach. Es ging schnell. Mike traute sich nicht, ihm den Rücken zuzudrehen. Auch eine geworfene Spitzhacke konnte einen Menschen umbringen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als zurückzugehen, darauf hoffend, nicht über ein Hindernis zu stolpern.

Gräber gab es, Steine oder Kreuze. Also genügend heimtückische Fallen.

Johnny war schnell. Er knurrte dabei. Mike hörte es genau, und er wollte nicht glauben, daß es die Stimme des Freundes war. Sie klang so anders. Wie die eines in ihm steckenden Dämons.

Plötzlich schlug Johnny zu.

Verdammt schnell und überraschend. Dabei streckte er noch seine Arme vor und verlängerte seine Schlagwirkung, verkürzte aber gleichzeitig auch das Ziel.

Mike hatte Glück.

Er spürte noch den Luftzug, den die Hacke verursachte, als sie an seinem Gesicht vorbeizischte und Mike zu einem gewaltigen Satz veranlaßte.

Diesmal hatte er Pech.

Es war ihm zuvor nicht aufgefallen, daß er sich an der Frontseite eines Grabs aufhielt. Durch den weiten Sprung nach hinten war er gegen den nicht sehr hohen Grabstein geprallt, aber dieser Widerstand reichte aus, um ihn von den Beinen zu reißen.

Er schleuderte noch die Arme hoch, suchte dabei nach Halt. Natürlich mußte er ins Leere greifen, und der harte Schlag, mit dem er

landete dröhnte noch in seinem Kopf wider.

Johnny aber kicherte.

Er freute sich.

Das Opfer war ihm sicher. Er brauchte nur über das Grab zu gehen und den Stein zu passieren.

Da richtete sich Tim auf. Er stand etwas schwankend und hatte noch nicht die richtige Übersicht. Aber er drehte sich nach links - und hielt mitten in der Bewegung inne.

Was er sah, war furchtbar.

Johnny Conolly stand neben einem Grabstein. Beide Arme und damit auch die Spitzhacke erhoben. Er atmete nicht, er knurrte. Dabei schaute er auch nach unten.

Dort lag sein Opfer.

Es war Mike, der sich erst halb aufgerichtet hatte. Er stützte sich dabei mit einem Ellbogen ab. Es war der linke. Den rechten Arm hielt er ausgestreckt, die Hand dabei gespreizt, als könnte er so den Treffer verhindern.

Tim wollte es nicht glauben.

Johnny zuckte.

Das heißt, er holte noch weiter aus, um noch mehr Kraft in den Schlag zu legen.

»Neeiiinnnn!« brüllte er und wußte zugleich, daß er es nicht mehr ändern konnte.

Er schlug die Hände vor sein Gesicht!

***

Die Echse kam. Sie kam immer näher. Bill glaubte, in den Augen die reine Mordgier zu lesen. Sie funkelten, sie schimmerten, und sie waren einzig und allein auf das Opfer fixiert.

Der Reporter hatte das Gefühl, schon Minuten auf der Stelle zu stehen und das offene Maul sowie die Augen zu betrachten. Dabei waren erst Sekunden vergangen, und Imelda lag noch immer neben ihm, ohne sich zu rühren.

Sie würde nicht erwachen und ihren Astralleib wieder zurückziehen. Sie war in diese tiefe Trance gefallen, und Bill wußte auch kein Gegenmittel, mit dem er diesen Zustand verändern konnte.

Aber es mußte eine Lösung geben! Das schon in den folgenden Sekunden, sonst war er verloren.

Zum Glück ging die Echse nicht so schnell, wie der Vogel flog. Sie ließ sich Zeit. Sie bewegte sich relativ behäbig, obwohl sie schneller gehen konnte.

Ihr Maul stand und blieb offen. Bill sah die Zähne, die alles zerhackten, zerrissen und zermalmten. Ob Holz, Tier oder Menschen, das war diesen Hauern egal.

Flucht hatte keinen Sinn. Nicht in diesem Fall, wo es noch immer um Bills Sohn ging. Er mußte eine andere Lösung finden, und es schlug plötzlich ein wie ein Blitz.

Die Echse wollte ihr Opfer.

Sie sollte es bekommen.

Bill drehte sich. Er hoffte, noch genügend Zeit zu haben, denn er mußte sich auch bücken, um nach der Schamanin zu greifen.

Diesmal gab es kein Zögern für ihn. Er riß die Gestalt, die selbst aussah wie ein bearbeitetes Stück Holz, in die Höhe. Bill befand sich körperlich und auch seelisch in einem Ausnahmezustand. Er dachte nicht mehr über sein Tun nach, er wollte nur noch den Erfolg, wobei noch immer fraglich war, ob er ihn auf diese Art und Weise erzielte.

Zum Herkules war er nicht geworden, doch in diesem Zustand der Erregung spürte Bill das Gewicht der Schamanin nicht. Es gelang ihm sogar, sie in eine gewisse Höhe zu stemmen. Er schaute auch gegen ihr bewegungsloses Gesicht. Für ihn allein war wichtig, daß er sich aus dieser Lage befreite.

Plötzlich sah und erlebte er alles viel langsamer und intensiver. Zwar verlief Die Zeit normal, doch Bill kam es vor, als hätte er Zeit, viel Zeit. Er sah das Maul überdeutlich, und es war weit genug aufgerissen, um eine Beute aufzufangen.

Bill lief der Echse entgegen.

Er hielt die Schamanin fest.

Dann stemmte er seine Arme etwas vom Körper weg. Die Frau rutschte nach vorn. Das allerdings wollte Bill unter allen Umständen vermeiden.

Ein gewaltiger Schrei drang aus seinem Mund. Er hörte sich nach Erlösung an, auch nach einer furchtbaren Angst, eben nach dem, was er innerlich fühlte und wie ihm zumute War.

So stieß er den Körper von sich!

Imelda wurde nach vorn gewuchtet. Gleichzeitig kippte sie in einem schrägen Winkel weg.

Das Maul war da.

Das Maul der Echse stand weit offen.

Und Bill wuchtete Imelda genau zwischen die mörderischen Zähne…

***

Den Schrei hatten auch wir gehört. Und wir waren schon so nahe, um Bewegungen zu sehen. Bei Tageslicht hätten wir alles erkennen können, so behinderte uns noch die Dunkelheit und auch das letzte lichte Gestrüpp.

Ich überwand es als erster.

Meine Beretta hatte ich längst gezogen. Ich wußte instinktiv, daß ich sie einsetzen mußte, würde, wie auch immer. Der Schrei war noch

nicht verklungen, als ich das letzte Hindernis hinter mich gebracht hatte.

Die Szene zu sehen und gleichzeitig zu erkennen, was sie bedeutete, dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde. In dieser wahnsinnig kurzen Zeitspanne sah ich auch, daß ich Johnny durch körperliches Eingreifen nicht mehr von seiner Tat abhalten konnte. Auch der andere Junge hatte es durch seinen Schrei nicht geschafft.

Deshalb riß ich die Waffe hoch.

Ich zielte auf mein eigenes Patenkind.

Ich schrie Johnny noch dabei an.

Er schaute tatsächlich zu mir herüber, doch die verdammte Spitzhacke sank nicht nach unten.

Er wollte töten.

Und ich schoß!

***

Mein Gott, welch ein Gefühl, auf sein Patenkind zu schießen! Ich weiß heute nicht mehr, was mir damals durch den Kopf ging, aber ich hatte es getan, und ich war auch nicht in der Lage, die Kugel zurückzuhalten.

Hinter mir hörte ich Sheilas gellenden Schrei. Sie hatte ebenfalls mitbekommen, was hier passierte, und die Kugel traf den Jungen.

Ich hatte nicht viel Zeit gehabt, ein genaues Ziel anzuvisieren. Ich wollte Johnny auf keinen Fall töten, ihn nur verletzen.

Die Kugel traf, noch bevor Johnny zuschlagen konnte. Es war wie ein harter Schlag mit der Faust. Der Aufprall riß Johnny herum und sorgte dafür, daß er gleichzeitig nach links einknickte. Plötzlich hatte er seine Standfestigkeit verloren. Er konnte sich nicht mehr halten. Die Waffe war so schwer geworden. Für mich sah es aus, als würde ihn die Spitzhacke zu Boden ziehen, auf dem Johnny stöhnend landete und sich krümmte.

Sheila hatte alles gesehen. Plötzlich gab es für sie kein Halten mehr. Sie hetzte auf ihren Sohn zu. Sie war außer sich und nicht mehr in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Mörder…!« brüllte sie mich an. »Du verdammter Mörder! Du hast ihn erschossen!« Dann versiegte ihre Stimme. Sie weinte nur noch, rutschte aus und fiel hin.

Neben Johnny blieb sie knien. Sie streckte die Arme aus, beugte sich über ihn. Sie sprach mit ihm, und sie wußte wahrscheinlich selbst nicht, was sie ihm alles sagte.

Hatte ich ihn erschossen?

Ich glaubte es nicht. Ich wünschte es mir nicht. Wäre es tatsächlich der Fall gewesen, hätte ich meinen Job hingeschmissen. Ich hatte nicht auf seinen Kopf oder seine Brust gezielt, aber ein großer Rest an

Furcht blieb trotzdem.

Meine Knie zitterten schon, als ich auf Mutter und Sohn zuging. Beide nahmen mich nicht zur Kenntnis. Sheila noch weniger als Johnny, der von ihr gestützt wurde. Seinen Kopf hatte er zur rechten Seite gedreht.

Aus dem offenen Mund drangen knurrenden Laute, und die Hände hielten noch immer den Griff der verdammten Spitzhacke fest.

Jedenfalls war Johnny nicht tot. Sonst hätte er sich nicht auf diese Art und Weise bemerkbar machen können. Ich konnte nicht feststellen, wo ihn meine Kugel erwischt hatte, denn Sheilas Gestalt nahm mir die Sicht.

Ich ging rechts an ihr vorbei, bückte mich ebenfalls, und sie nahm von mir keine Notiz.

Dafür merkte Johnny etwas.

Er hob seinen Kopf mit einer sehr schnellen Bewegung an. Ich schaute in sein Gesicht und bekam plötzlich Furcht. Es lag noch immer ein furchtbarer Ausdruck darin, der mir bewies, daß die Dinge noch nicht vorbei waren. Auch jetzt stand er unter dem Einfluß dieser fremden und weit entfernten Person.

Plötzlich schüttelte er den Kopf. Es war der Anfang. Dann stieß er seine Mutter brutal zur Seite. Sheila kippte nach hinten. Trotz der Wunde hatte Johnny die Kraft, sich herumzuwälzen und noch einmal die verfluchte Spitzhacke in die Höhe zu reißen.

Diesmal zielte er auf seine Mutter.

Und ich kniete davor.

Die Waffe im Anschlag.

Ich konnte ihn stoppen. Auch töten, um Sheila Conolly vor einem schrecklichen Schicksal zu bewahren…

***

Bill Conolly hatte gut gezielt. Möglicherweise war es Zufall gewesen, aber der Körper der Schamanin rutschte in das Maul des Krokodils!

Der Echse war es egal, welche Nahrung sie bekam. Sie handelte ihrem Instinkt gemäß, und das Maul schnappte zu.

Bill schloß die Augen.

Er wunderte sich über sich selbst, daß er nicht schrie. Er konnte nicht hinschauen, aber er hatte vergessen, sich die Ohren zuzuhalten, so bekam er die schrecklichen Knackgeräusche mit, die entstanden, als sich die mächtigen Kiefer der Echse bewegten und sie ihre Nahrung zerkleinerte. Bill wußte, daß er diese Geräusche nie im Leben vergessen würde, aber ihm war auch klar, daß er nicht länger in diesem Haus der Schamanin bleiben konnte. Er mußte weg, flüchten, denn das war seine einzige und erste Chance. Eine zweite würde er nicht bekommen, und er glaubte auch nicht, daß sich das Krokodil mit

seiner Beute zufrieden gab.
Derartige Echsen waren unersättlich.
Mit geschlossenen Augen konnte Bill die Flucht nicht antreten. Er schaute wieder hin und stellte fest, daß sich die Maulhälfte noch immer bewegten.
Blut hatte sich seinen Weg gesucht. Es sickerte aus dem Maul hervor.
Um Bill kümmerte sich die Echse nicht. Sie wälzte sich sogar zur Seite, drückte den Körper hoch und lief auf ihren kleinen Füßen dem Wasser entgegen.
Bill rannte weg. Er jagte durch das Haus, so schnell er konnte.
Manchmal hatte er das Gefühl, überhaupt nicht den Boden zu berühren, und er hielt erst außerhalb an, wo ihn die feuchte Luft des Regenwaldes umgab. Dicke Wolken hatten einen fast undurchdringlichen Dunst gebildet, so daß Bill kaum etwas erkennen konnte.
Aber er fühlte sich besser. Beweisen konnte er es nicht, doch sein Gefühl sagte ihm, daß alles vorbei war. Zumindest hier auf Haiti.
Aber wie sah es in London aus?

***

Ich wußte nicht, ob ich geschossen hätte. Ich wollte es auch nicht wissen. Zum Glück wandte sich das Schicksal diesmal uns zu, und das hatte mit Johnny zu tun.
Mein Finger lag am Stecher, und Johnny hatte die Spitzhacke schlagbereit erhoben, zielte auf seine Mutter, als sein Gesicht plötzlich einen anderen Ausdruck bekam.
Einen normalen. Ähnlich wie ein Mensch, der aus einem tiefen Schlaf erwacht und nicht genau weiß, wo er sich befindet. So kam mir Johnny vor. Er wußte auch nichts mehr mit der Waffe anzufangen. Sie rutschte ihm aus den Händen und fiel hinter seinem Rücken zu Boden. Der Junge traf auch keine Anstalten, sie wieder aufzuheben, dafür stöhnte er schmerzerfüllt auf. Ich steckte meine Beretta weg und dachte auch nicht darüber nach, weshalb sich Johnny so verändert hatte, jetzt mußte ich mich um seine Verletzung kümmern.
Sheila hielt ihren Sohn umfangen. Sie drückte ihn behutsam zurück und legte ihn auf den Rücken. Wir beide schauten nach, was mit Johnny passiert war.
Mike und Tim umstanden uns dabei, gaben aber keinen Kommentar ab.
Ich hatte gut gezielt. Die Kugel war nicht in seinen Körper eingedrungen, sie hatte ihn nur an der Hüfte gestreift und dort eine schmerzhafte und blutende Fleischwunde hinterlassen, die rasch wieder heilen würde.
Mir fiel eine ganze Steinlawine vom Herzen, als ich das sah. Ich

dankte dem Herrgott für diesen glücklichen Ausgang. Vor einer Minute noch hatte es anders ausgesehen.

»Mum, was ist los?« fragte Johnny und stöhnte dabei. »Ich habe Schmerzen und…«

»Du bist okay«, flüsterte Sheila. »Du bist okay.« Sie streichelte sein Gesicht.

»Nein, ich bin…«

»Es wird alles wieder gut.«

»Ich war doch im Kino…«

Diese Antwort wiederum erklärte vieles. Johnny hatte nicht gewußt, was mit ihm in den vergangenen Stunden geschehen war. Da war der Einfluß des fremden Körpers zu stark gewesen. Er hatte sich über seine eigenen Empfindungen geschoben.

Johnny konnte hier nicht länger liegenbleiben. Sheila und ich sorgten dafür, daß er auf die Beine kam. Wir führten ihm vom Friedhof weg zu meinem Rover.

Tim und Mike begleiteten uns. Auf dem Weg erzählten sie, wie es ihnen ergangen war, und sie konnte noch immer nicht glauben, daß es wieder der normale Johnny war, der zwischen uns herging.

Sheila und ich waren dafür, Johnny zu einem Krankenhaus zu fahren.

Noch mitten in der Nacht schaute man sich seine Wunde an. Ärzte kümmerten sich um ihn. Sie wollten Johnny noch zur Beobachtung im Krankenhaus behalten.

Sheila stimmte zu. Ihr Sohn konnte nichts sagen, denn der war mittlerweile eingeschlafen.

Später verließen wir auf leisen Sohlen das Krankenzimmer. Sheila hielt mich am Arm fest. »Ich muß mich dumm benommen haben, John«, sagte sie mit schwerer Stimme und kopfschüttelnd. »Wenn ich darüber nachdenke, ich habe dich doch…«

»Unsinn, Sheila! Du hast so gehandelt, wie jeder andere Mutter der Welt es getan hätte.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja, es ist mein Ernst.«

»Danke.« Sie drückte sich gegen meine Seite. »Dann bin ich zufrieden. Aber es gibt noch ein zweites Problem, John.«

»Ich weiß - Bill…«

»Und davor habe ich Angst, John…«

***

Sie wurde ihr noch in den frühen Morgenstunden genommen, denn da erreichte sie Bills Anruf. Ich war bei ihr geblieben und sprach ebenfalls mit dem Freund.

Es wurde ein sehr informatives Gespräch. Als ich den Hörer auflegte,

stand Sheila neben mir. Sie hielt zwei mit Champagner gefüllte Gläser in den Händen.

»Soll man nicht auf das Leben anstoßen, wenn man es wieder zurückerhalten hat?« fragte sie.

»Das soll man!«

Die Gläser klangen zusammen. »Dann trinke ich auf unser neues Leben, John…«

ENDE des Zweiteilers